



Glück, Gott und Gaben

Kultur und Religion der Roma

Mirel Bănică

Mirel Bănică
Glück, Gott und Gaben

Valeska Bopp-Filimonov / Thede Kahl / Larisa Schippel (Hg.)
Forum: Rumänien, Band 44

Mirel Bănică

Glück, Gott und Gaben

Kultur und Religion der Roma

Aus dem Rumänischen übersetzt von Larisa Schippel

Umschlagabbildung © Mirel Bănică

Diese Publikation wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung des Rumänischen Kulturinstituts, Bukarest (Institutul Cultural Român, București).



Originalausgabe: *Bafta, Devla și Haramul. Studii despre cultura și religia romilor.*
© 2019, Editura Polirom

ISBN 978-3-7329-0678-9

ISBN E-Book 978-3-7329-9311-6

ISSN 1869-0394

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2021. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,

Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

Einführung	7
(Sehr) Kurze Geschichte der Roma	63
<i>Siva</i> und <i>Vasilca</i> . Das Rätsel um den Schweinekopf.....	69
Fremde Reisende. Imagologie und Darstellung.....	100
Sklaverei, Orthodoxie. Das spirituelle Leben der Roma	133
Roma und der Tod. Der Tod und Roma.....	156
Taufe und rituelle Reinheit. Identität und soziale Beziehungen.....	249
Roma auf Wallfahrt, Roma im Pilgerzug	269
<i>Baht/bibaht</i> . Bestandsaufnahme.....	304
Die Wallfahrt der Gitans – Saintes-Maries-de-la-Mer, Camargue, 20.–26. Mai 2017.....	317
Die Pfingstbewegung. Die Attraktivität der neuprotestantischen Kirchen und ihre Wirkungen.....	366
Zur Religion der Roma. Synkretismus und „Basteleien“	417
Eine Art Schlussfolgerung aus Versatzstücken. Und ein Bekenntnis	435
Literaturverzeichnis	442

Einführung

Warum soll es dieser Gegenstand sein? Wie bin ich dazu gekommen? Warum hat er mich ausgewählt?

Jedes Buch hat im Hintergrund eine individuelle Geschichte und Motivation. Vielleicht ist es ja langweilig, wenn ein Autor etwas wiederholt, aber ich muss es trotzdem machen, denn der Band, den Sie gerade in den Händen halten, hat eine eigene Geschichte, und die ist ziemlich ungewöhnlich, jedenfalls scheint es mir so. Zwei Gründe haben mich zu diesem Buch veranlasst: die Neugier und die Hartnäckigkeit, etwas zu Ende zu führen, was nach den ersten Schritten der Beschäftigung unerschöpflich zu sein schien.

Die Neugier: Fünf Jahre lang (2009–2015) untersuchte ich am Institut für Religionsgeschichte der Rumänischen Akademie, wo ich arbeite, religiöse Wallfahrten im heutigen Rumänien. Diese Pilgerreisen mit ihren unendlichen Warteschlangen, endlosen Reihen von Menschen gibt es im Stadtgebiet von Bukarest oder Iași, auf den Hügeln von Nicula oder Prislop oder in kleineren Städten wie Suceava oder Curtea de Argeș. Von Ferne betrachtet waren die interessantesten Figuren dieser Pilgerzüge immer die Roma. Ihr Umgang mit dem Heiligen, ihre Art zu beten, in der Schlange zu warten, mit der religiösen (Priester) oder weltlichen (Gendarmen, lokale Polizei) Obrigkeit umzugehen, ihr Sozialverhalten oder einfach, wie sie das karge Pilgeressen zu sich nahmen. Aber das Interessanteste in diesem gesellschaftlichen Ereignis, das die Pilgerfahrt nun einmal ist, schien mir damals ihre Sitte, während dieser langen und anstrengenden Wartezeit kleinere und größere sogenannte „Perser“-Teppiche, aber auch andere große Gegenstände (vor allem Ikonen und Blumengefäße), zu tragen, die sie beim Laufen behinderten und ihnen das Warten erschwerten, denn in dieser Welt macht sich niemand das Leben unnötig schwer und verlangt dem Körper zusätzliche Anstrengungen ab. Zum besseren Verständnis soll ein Vergleich mit dem Militärdienst dienen, wo auf dem Marsch mit aller Ausrüstung, die etwa 25 kg wiegt, keiner sich zum Vergnügen noch mit einem bunten Stein von 1 kg belasten wird, um ihn am Ende des Weges den anderen als Teil einer Sammlung vorzuzeigen. Diesem „Brauch“ habe ich im Buch über die Wallfahrten (Mirel Bănică (2014): *Nevoia de miracol. Fenomenul pelerinajelor în România contemporană*. Iași: Polirom; [Sehnsucht nach dem

Wunder. Wallfahrt im heutigen Rumänien]) ein gesondertes Kapitel gewidmet. Zur Erklärung heißt es, dass es sich um eine islamische „Reminiszenz“ handle, ein Erbe, ein Souvenir, wenn man so will, das an die lange Reise des Volkes der Roma durch islamisch beherrschte Territorien erinnert. Das veränderte meine Sicht in großen Teilen, was verständlicher wird, wenn man das Kapitel zu Roma und Wallfahrten liest.

Hartnäckigkeit: Vielleicht wäre „Starrsinn“ oder „Sturheit“ die geeignetere Charakterisierung. Nachdem mein großes Abenteuer der Wallfahrten zu Ende gebracht war, begann die Suche nach einem neuen Gegenstand für die wissenschaftliche Arbeit, der interessant genug war, um das Verständnis der religiösen Welt von heute vertiefen zu können. Nur ließ mich die „Stimme der Roma“ nicht los, so dass ich zu den Teppichen zurückkehrte. Von dort war es nur noch ein kleiner Schritt zu der Idee, die langsam im Kopf Gestalt annahm, nämlich eine umfassende Untersuchung zur Religion und der religiösen Praxis der Roma in Angriff zu nehmen. Die Notwendigkeit dessen schien mir so offensichtlich, umso mehr als ich allenthalben hörte: „Im Grunde wissen wir sehr wenig über die Roma ...“.

Anfangs fragte ich mich in einer Mischung von Optimismus und Naivität, weshalb Religion und religiöse Praxis der Roma so wenig bekannt sind und in der rumänischen akademischen und intellektuellen Welt keine Rolle spielen, und das, obwohl die größte Gruppe von Roma in Europa in Rumänien lebt und sich von dort aus auf dem ganzen Kontinent und darüber hinaus verbreitete, und der Gegenstand an sich provokant, reichhaltig und vielversprechend unter allen Blickwinkeln ist. Warum also sollte ich nicht über die Religion der Roma schreiben, zumal ich doch bereits über eine Ausgangsbasis verfügte, die sich aus meinen Feldforschungen zu den Wallfahrten ergab. Außerdem könnte man an der Religion der Roma soziale, ökonomische und politische Kontinuität und Wandel darstellen, was zu einem Gesamtbild über die Transformation der Roma-Gemeinschaft – darunter auch die bereits angedeuteten subtilen Formen der Säkularisierung – führen könnte.

Schnell stieß ich jedoch auf Schwierigkeiten und Hindernisse, die ich anfangs nicht erwartet hatte. Aufgeben wollte ich mehrmals. Ich überlegte, mich auf einen Einzelaspekt wie das Thema des Todes und die entsprechenden Riten der Roma zu konzentrieren. Doch der Zuspruch nahestehender Freunde und das direkt und spontan ausgedrückte Interesse derer, mit denen ich über das Thema sprach, bestärkten mich darin, weiterzumachen. Und noch etwas kam hinzu, was gar nicht so leicht in Worte zu fassen ist: Es kam zu einer emotionalen Bindung an einen Teil der Roma, die ich bei der Feldforschung getrof-

fen hatte, ganz außerordentliche Menschen, so dass ich das Gefühl hatte, ihre Botschaft auch anderen vermitteln zu müssen. Ich musste also hartnäckig sein, um alles zu einem guten Ende zu führen, obwohl ich mich auf ein Terrain voller Risiken und Unsicherheiten begab. Ich spürte instinktiv, dass das Ergebnis von Nutzen sein wird für unsere Kenntnis dieser internen Fremden, die sie in der rumänischen und europäischen Gesellschaft immer waren, heute noch sind und wohl auch bleiben werden, sowie für unsere Annäherung an sie.

Zunächst jedoch möchte ich die Herausforderungen beschreiben, mit denen ich während der Forschungen und dem Verfassen des Textes selbst konfrontiert war. Als erstes ist die Haltung des Umfelds gegenüber meinem Unternehmen zu nennen, die ich etwas ausführlicher darstellen will, denn mir wurde bald klar, dass es kein unschuldiges Anliegen ist, über Roma zu schreiben, sondern eines voller unerwarteter ethischer Konsequenzen und dass meine Wahl unmittelbare Reaktionen in meiner Umgebung hervorrief. Yaron Matras, ein anerkannter Linguist, setzte ein sehr klares Alarmsignal. Zur Kultur der Roma gibt es keine schriftlichen Zeugnisse, und sie erzeugte keine eigene wissenschaftliche Tradition, diese entsteht erst in der Gegenwart, aber die intellektuellen Eliten der Roma sind jung, und nur ein Teil erreichte bislang die notwendige kreative und professionelle Reife. Die große Mehrheit der Fachleute, die sich damit in unterschiedlichen Bereichen befasste, spricht Romani nicht als Muttersprache und gehört nicht zur Community.

Hinzu kommt die Tatsache, dass die akademische Disziplin der *Roma Studies* eine stürmische Entwicklung nahm, die von einer großzügigen Förderung durch Regierungen, Akteure, private akademische Institutionen etc. profitiert. Scheinbar über Nacht erschienen zahlreiche Zentren, Stiftungen, Akteure, NGOs etc., die sich plötzlich mit der Kultur der Roma befassen und wohl auch durch die Finanzierung angezogen wurden, die leichter zu bekommen war als für andere Bereiche der Sozialwissenschaften. Damit entstand eine sehr „asymmetrische“ Machtrelation, die zu widersprüchlichen Haltungen führt, meint Matras.

In Europe and urban America, where fieldwork on Romani is typically carried out, such an extreme asymmetrical relationship between the community of investigators and community that is being investigated is rather exceptional. Ethical responsibility means that one must be cautious of romanticizing and of trying to exercise control, but also that one must be tempted to patronize. Linguistics cannot undo social injustice, nor can it be expected to act primarily in order to promote the self-

confidence of Romani communities. There is however a range of services which Romani linguistics can give to the community of speakers, including concrete support of language planning and language education measures. Descriptive linguistics can help replace stereotypical images with information, facts, and evidence (MATRAS 2004: 4).

Die Haltung von Freunden und Bekannten reichte von Verwunderung und Ablehnung bis zu Wertschätzung und spontaner bedingungsloser Hilfe. Verwunderung und Ablehnung, selbst aufgeklärte Intellektuelle mit langer akademischer Karriere konnten nicht begreifen, wie ein solcher Gegenstand jemanden interessieren kann, der sich doch mit Religionswissenschaft befasst, was mich einigermaßen verblüffte. Diese vollkommene Ablehnung des Anderen, der zu unserem Erbe gehört, aber zugleich in unterschiedlicher Form und in ständiger Bewegung auftritt, veranlasste mich zu einer rationalen Überprüfung dieser Haltung und zur Suche nach deren tieferen Ursachen, wie auch jener Mischung aus Abwertung und Distanz – beides sehr offensichtlich –, die mich mit Traurigkeit erfüllt.

Ein weiterer Aspekt meiner eigenen Skepsis gegenüber diesem Erkenntnisinteresse lag in dem Zweifel, ob es das Untersuchungsobjekt überhaupt gibt. „Können wir denn von einer Religion der Zigeuner sprechen?“ Mit dieser Frage begann ein Dialog zwischen einem sehr anerkannten Ethnografen mit viel Felderfahrung im submontanen Oltenien, der sich in der Folge als ausgesprochen hilfreich erwies. Er hatte das mit oltenischer Ironie und einem gewissen Vorbehalt gefragt.

Danach führte er anhand konkreter Beispiele aus seinen Feldstudien die ständigen erzwungenen Anpassungspraxen der Roma in Abhängigkeit von der Gesellschaft, in der sie sich ansiedelten, aus, erläuterte auch die Religion als „existenzielle Ressource“ für die armen Roma, mit all ihren Gedenkprozeduren, Gaben und anderen Belegen für christliche Großherzigkeit, wie man sie bis heute im Umkreis orthodoxer Kirchen vor allem, aber nicht nur, im ländlichen Raum findet. Doch gegen Ende des Dialogs trat die Skepsis wieder zutage: Der Ethnograf akzeptierte zwar erfreut die Notwendigkeit einer solchen Untersuchung, meinte jedoch, dass er nicht glaube, dass „die Wahrheit jemals ans Licht kommt. Es ist zu spät, um noch etwas zu tun.“ Ich fragte mich damals, von welcher „Wahrheit“ und welchem „Licht“ die Rede sein mochte ...

Im Lauf meiner Arbeit an diesem Buch erhielt ich immer wieder erfreut und dankbar viele Reaktionen von Freunden und Bekannten, mit denen sie ihr Interesse bekundeten: Sie schickten mir YouTube-Videos (manche lustig, mit

ironischen, aber durchaus empathischen Kommentaren), Geschichten über Roma, denen sie begegnet waren, und deren religiöser Praxis, ganz zu schweigen von Artikeln oder Dokumenten aus rumänischen oder ausländischen Archiven. Die Tatsache, dass sie das alles freiwillig, mit Anteilnahme, womöglich sogar Zuneigung zu diesem Gegenstand, machten, überraschte mich, machte mir Freude und wog gewissermaßen die Bitterkeit auf, von der bereits die Rede war. Es zeigte mir einmal mehr das Interesse an diesem Gegenstand, selbst dort, wo man es nicht vermutet.

Ein weiteres Detail im Zusammenhang mit meinem Gegenstand: Ich war immer überzeugt, dass sich der reale Wert eines Autors und von Büchern erst mit der Zeit, im Preis und ihrer Sichtbarkeit zeigt, die sie im Antiquariat, der letzten Bastion der klassischen Kultur und der intellektuellen Bildung, haben. Hier ist nicht die Rede von den unterschweligen Tendenzen auf dem Markt der Ideen und Strömungen, die sich in der Suche und den Erwartungen der Kunden widerspiegeln, Tendenzen, die auf universitären Kolloquien und in der sogenannten Kulturpresse auftauchen. Wenn ich in großen Städten – Bukarest, Iași oder Cluj – nach Büchern und Spezialuntersuchungen zu Roma und ihrer Kultur suchte, erfuhr ich immer dieselbe Reaktion der Antiquare, unabhängig von sichtbaren regionalen Unterschieden im Umgang mit dem Kunden. Anfangs wurde mir gesagt, dass derartige Dinge sehr gefragt seien in letzter Zeit, gerade sei jemand da gewesen (in der Regel ein Student) und habe alles gekauft, was es gab. Doch es gab auch eine andere Variante (in Bukarest), die ich hier wiedergebe:

„Eine gutgekleidete Dame, wahrscheinlich von einer NGO (sic!) hat alles gekauft, was interessant war.“ Dann wurde ich lange taxiert, mit einer gewissen Verwunderung (kein Rom, zu alt für einen Studenten, auch nicht von einer NGO), und schließlich wurden mir verfügbare Titel gezeigt, mit scheinbar witzigen Kommentaren vom Typ „dieses Buch hat sich zwischen den Regalen versteckt, um nicht von Kunden gestohlen zu werden“ – also eine Art Beziehung hergestellt, ein nicht seltener Umgang, den Protagonisten dieses Felds an den Tag legen, die wenigen, die es noch gibt. Liebhaber von Antiquariaten werden wissen, was gemeint ist – ein Buch aus dem Antiquariat liest man nicht, liebt man nicht einfach, man begehrt es mit Leidenschaft.

Jede Provinzstadt hat noch eine zentrale Buchhandlung (in Bukarest sind sie verschwunden) oder sogar mehrere wie in Iași, der Stadt, die ich gut kenne und mag. Ein Besuch dort ist wie eine Zeitreise: altmodische Regale und ein Dekor, das einem das Gefühl gibt, aus der Zeit gefallen zu sein, aus den 1980er oder sogar 1970er Jahren, die Art, wie die Bücher ausgestellt sind, aber vor

allein die Haltung der Verkäuferinnen gegenüber den Kunden (es sind ja fast immer Frauen, selten mal ein Mann auf diesen Inseln der Erinnerung), die noch etwas von der Würde und Bedeutung bewahrt haben, die sie einmal hatten, als gute Bücher eine Rarität waren und unter dem Ladentisch gehandelt wurden. In einer dieser Buchhandlungen sagte die Chefin laut und deutlich, so dass es alle hören sollten: „Kollegin, such doch mal das Buch von Fraser aus dem Humanitas-Verlag. Ja, das über die Zigeuner, hier ist ein Mann, der sie sehr liebt ... Er interessiert sich für sie.“ Was soll man da sagen ... Vielleicht steckt der Teufel ja wirklich im Detail, aber das ist vielleicht doch zu abgedroschen.

Die unwiderstehliche Anziehungskraft des Themas, vermischt mit „Angst“, die Roma verursachen, war ein weiteres viel diskutiertes Thema mit den Freunden. Für eine Ethnologin aus Iași „sind die Roma die Nahesten unter unseren Fremden. Sie leben mit uns, unter uns, schaffen es, sich eine Aura des Mysteriums, verbunden mit Angst zu erhalten, eine Art ständiger Fremdheit. Sie beherrschen die Kunst, uns alle möglichen Dinge von ihnen glauben zu lassen. Und sie geben uns die Illusion, wir könnten sie kennenlernen“. Ich habe sie gefragt, was sie mit dem „lassen“ meint, woher diese selektive Toleranz der Roma mit dem Wissenschaftler-„Typen“ kommt und warum sie glaubt, dass die Studien über Religiosität wichtig seien und was sie davon erwarte.

Sie erzählte mir von ihren Erfahrungen, als sie in der Kindheit in einer Straße mit gemischter Bevölkerung in Iași lebte. Und sie antwortete mit einem Hauch von Melancholie, wie mir schien: „Im Grunde sind sie autark, ich glaube nicht, dass sie uns brauchen. In den zwischenmenschlichen Beziehungen, im Austausch, offenbaren sie wenig, sie öffnen sich kaum. Wer sich zu sehr öffnet, hat den Eindruck, aufs Glatteis geführt zu werden. Ich halte sie nicht für manipulativ, ich glaube einfach, dass diese Bevölkerung im Laufe der Zeit gelernt hat, nicht zu viel Vertrauen in niemanden zu haben. Was ich von deiner Untersuchung halte? Ich denke, dass in zwanzig, dreißig Jahren alle Interpretationen und Forschungshypothesen obsolet, überholt sein werden. Aber nicht die Beschreibungen von Menschen, Orten und Situationen – deswegen ziehe ich sie allem anderen vor. Sicher weißt du selbst, dass du eine Baustelle aufmachst, und du wirst nie endgültige Antworten finden“, schloss sie.

Mehr über die „Angst“ erfuhr ich noch von einer Historikerin und Schriftstellerin aus Bukarest mit viel Felderfahrung bei der Führung von Interviews, denn orale Geschichte ist eine ihrer Leidenschaften. Sie sagte mir, dass sie in den zig, vielleicht sogar hunderten von Interviews, die sie geführt hat, nie mit dem, was sie unter großem Aufwand über die Roma erfuhr, zufrieden war.

Denn, so sagte sie, „ich hatte immer Angst vor ihnen“. Ich bat sie um mehr Auskünfte über die Gründe ihrer „Angst“.

Die Technik des Interviews geht mit einer gewissen Dosis an Manipulation einher. Wir wissen das alle! Nur, die Roma sind schwer, wenn nicht gar nicht zu manipulieren. Daher habe ich, meines wichtigsten Instruments beraubt, mich nicht sehr wohl gefühlt in meiner Position der Interviewerin. Ich verstehe ihren Humor nicht immer, ihr Wertesystem, ihre Auffassung vom Leben. Und ich wage mal zu sagen, dass sie über eine profunde, verwurzelte, vielleicht sogar okkulte Art der Erkenntnis der Welt verfügen, die mich ziemlich erschreckt. Ich spüre sie instinktiv, aber du musst sie beschreiben,

endete sie und versuchte dabei, fröhlich und entspannt zu bleiben. Aber das war sie nicht.

Es gab auch Augenblicke, wo mein Herangehen kritisiert wurde, was sehr gut ist, denn man lernt etwas, um weiter zu gehen. Ein Anthropologe mit Erfahrung in entfernten Ländern in Mittel- und Südamerika, wohin die meisten von uns nur mit dem Finger auf der Landkarte gelangen, warf mir vor, dass ich im Feld „zu sehr nach dem Pittoresken im Leben der Roma jage“, während das Pittoreske nur in der Literatur existiert, nicht in der wirklichen Anthropologie. Und außerdem habe er beobachtet, dass ich in meinen Erzählungen der lustigen und traurigen Begegnungen im direkten Kontakt mit Roma sie nachahmen würde wie ein Laienschauspieler – ich zitiere ihn exakt. Daraus folge (so hat er es nicht formuliert, aber ich habe es so verstanden), dass ich keine professionelle anthropologische Studie über die Roma machen kann. Im besten Falle würden das interessante „Reportagen“ mit Roma als Hauptakteuren.

Und noch eine Reaktion möchte ich zum Schluss erwähnen, die eines Philosophieprofessors aus Cluj. Er verfügt über eine unglaubliche Fähigkeit zur Analyse und Abstraktion, er versteht es, die Frage richtig zu stellen – was allein schon eine Wissenschaft und eine Kunst ist. Ich habe ihn während dieses meines Abenteuers oft um seine Meinung gebeten, wenn mich die Feinheiten der Interpretation überforderten. Ich fragte ihn: Warum wollen mir alle unbedingt ihre Erfahrungen mit Roma erzählen?

Weil sie das Bedürfnis haben, einfach, ehrlich und direkt über einen Gegenstand zu reden, den sie eigentlich für „exotisch“ halten. Und außerdem wollen sie an deinem Forschungsthema teilhaben, das sie für

fremdartig, diffizil und anders als deine bisherigen Forschungsinteressen, aber für interessant und sinnvoll halten. Mit ihren Erzählungen wollen sie dir einen Zugang zu einer anderen Welt öffnen, sie halten dich jetzt für einen exzellenten kulturellen Mittler. Sieh zu, dass du sie nicht enttäuschst!

Quellen und Dokumente

Zu Beginn möchte ich auf ein Phänomen verweisen, das alle kennen, die in Rumänien wissenschaftlich arbeiten: die Schwierigkeit, an die Primärquellen zu kommen, eine grundlegende Bibliografie zu erstellen und vor allem, jene Detailkenntnis zu erlangen, v. a. die von den wichtigsten Autoren eines Faches „vergessenen“ Bücher und Artikel, die aber das Salz und den Pfeffer ihrer Tätigkeit ausmachen.

Im Falle der Roma werden die Dinge sogar noch komplizierter. Die Bibliografie zu den Roma ist riesig. Im Laufe der Zeit wurde viel geschrieben, unausgewogen und ungeordnet. Aber die Quellen und dokumentarischen Ressourcen sind über die ganze Welt verstreut. Und das ist keine Stilfigur. Im Grunde kann man eine Parallele zwischen der ständigen Bewegung des Volkes der Roma und dem bibliografischen Zustand herstellen: dieselbe Verbreitung, dieselbe Mobilität, dieselben Überraschungen. Um damit umzugehen, fand ich drei Lösungen: das Entgegenkommen von Freunden, die in wissenschaftsfreundlicheren Gegenden leben, also in der Nähe westlicher Universitäten, Bestellungen in Online-Antiquariaten oder über das berühmte Amazon.com (mit allen Beschränkungen, die sich nicht nur aus den Preisen, sondern auch aus den Versandbedingungen in ein peripheres Land wie Rumänien, das nach Ansicht des Internetgiganten unsicher ist) ergeben, sowie zeitweise intensive Forschungsaufenthalte in den großen westlichen Bibliotheken.

Diese Situation der rumänischen Bibliotheken wird auf anschauliche Weise von Adrian Marino (2010: 293) und Matei Călinescu (2016: 114) dargestellt. Diese Ausgangslage und die Art der Materialbeschaffung hatten Konsequenzen für die Annäherung an den Gegenstand und die Auswahl der verfügbaren Informationen. Der Status des „ewigen Studenten“, der dankbar von der „Großzügigkeit“ des akademischen Westens profitiert, führt zu einem schönen Gefühl von Entdeckerfreude und Lesevergnügen angesichts dieser bibliografischen Perlen. Und er ist zugleich eine Herausforderung der eigenen Kreativität

in der Anordnung der großen Mengen an Daten, über die man irgendwann im Rohzustand verfügt. Wie ordnen, wie klassifizieren?

Wie holt man das inhaltliche Maximum heraus und wie stellt man schließlich alles zusammen?

Man möchte die Quellen umfassend auswerten und zugleich die grundlegenden Texte des Fachs verwerten. Und angesichts des schrittweisen Zugangs zur Sekundärliteratur wird man gewahr, dass die Masse nicht nur nicht zu erfassen und nicht alle Neuheiten erreichbar sind. Im Falle der Roma-Literatur gilt das um so mehr, da nach 1990 diese Literatur buchstäblich explodierte, da nach dem Sturz des Kommunismus die Sozialwissenschaften wieder an ihren verdienten Platz rückten und zugleich eine Wiederentdeckung der Minderheiten Osteuropas einsetzte.

Ein weiteres Problem stellte der Zugang zu Studien und Büchern von Roma-Autoren dar. Der Schriftsteller Rajko Djurić bemerkt:

Bücher von Roma-Autoren haben kleine Auflagen. Das ist eine Folge des Analphabetismus und der Armut, doch es hat auch andere kulturelle und literarische Ursachen, denn sie haben keine eigenen Bibliotheken, Schulen oder andere kulturvermittelnden Institutionen (DJURIĆ 2002: 8).

Professor Gheorghe Sarău, Verfasser einer umfangreichen und so notwendigen „Roma-Bibliografie“, macht auf die Tatsache aufmerksam, dass das Buch „seltene Arbeiten aufnimmt, mitunter ohne ISSN und ISBN, die in geradezu vertraulichen Auflagen erschienen und in der Regel nicht in Bibliotheken zu haben sind“ (SARĂU 2016: 6). Als ob das nicht schon genug Probleme sind, kommt noch ein weiteres hinzu: die Verantwortungslosigkeit von Lesern, der man beim klassischen Fundus begegnet. In seltenen alten Arbeiten in einer renommierten Bukarester Bibliothek fehlen ganze Seiten, herausgerissen oder -geschnitten, was die Bücher geradezu unbrauchbar macht, ebenso fehlen Karteikarten im systematischen Zettelkatalog.¹

1 In den Memoiren des Arztes und leidenschaftlichen Stadthistorikers von Bukarest, Nicolae Vătămanu (1892–1977), *Icoane și fotografii de bucureșteni* fand ich zu meiner größten Verblüffung eine Bemerkung des Autors zu dieser offenbar recht tief verwurzelten Art des Frevels: „Manche zufälligen Leser ohne jede Wertschätzung von seltenen Büchern und Publikationen sparen sich die Mühe des Abschreibens, wenn sie etwas brauchen, sondern greifen zur Rasierklinge und verstümmeln die unersetzlichen Werke. Ich verfluche diese Barbaren ebenso wie das schon der Bücherliebhaber Lupu 1752 tat: ‚Wer Seiten ausreißt, dem sollen die Tage ausgerissen werden.‘ Lupu stellte noch eine Bedingung, damit sein Fluch nicht ungerecht werde: ‚Nur wer es nicht aus Versehen tut! Wer es mit Absicht tut, der ist geistlos.‘ Wir sagen, dass sie geistlos sind und schließen den Exkurs.“ (VĂTĂMANU 1981: 92, zit. nach: Ilie Corfus, *Însemnări de demult, Junimea, iași*, 1975).

Die Unmenge an Daten und Quellen birgt noch ein weiteres Risiko: die intellektuellen Fälschungen, die von verschiedenen Autoren willkürlich erstellt wurden. Oder wie es der Linguist und Streiter für Roma-Rechte Ian Hancock nannte – „creating fake romani culture“ (HANCOCK & KARANTH 2010: 177). Zur Illustration eines solchen Falles analysiert er einen kreationistischen Mythos, Soster-Moshto-Arivell, mit zoroastrischen (zarathustrischen) Wurzeln, der von verschiedenen Autoren weitergeleitet und schrittweise verbessert wurde (HANCOCK 2004: 86).

Am Ende seiner Untersuchung rät der Autor demjenigen, der sich mit Roma-Untersuchungen befassen will:

If there is to be a sincere concern for romani Studies there must be a sincere concern for romanies too, and the same criticism we do not hesitate to level at the work of our academic colleagues must extend to the popular treatments which, after all, reach a far larger audience and which help to shape the misconceptions and attitudes associated with our romani people (HANCOCK & KARANTH 2010: 177).

Das Internet erweist sich als unschätzbare Quelle in der dokumentarischen Arbeit. Man findet fast vollständige Ausgaben klassischer Zeitschriften wie *Etudes Tsiganes* oder *Journal of Gypsy Lore Society* (JGLS), über das der namhafte belgische Anthropologe Luc de Heusch sagte, dass es aus einem „corpus de la tsiganologie“ sei, oder: „le talent descriptif et la fantaisie coopèrent avec la philologie la plus stricte“ (HEUSCH 1966: 16). Auf den Webseiten der großen Bibliotheken der Welt, wie etwa der Bibliothèque Nationale in Paris (BNP), und ihrer unverzichtbaren Quelle www.gallica.fr findet man die PDFs vieler klassischer Arbeiten über Roma, aber auch Gravuren und historische Zeichnungen. Und da wir schon beim virtuellen Treibsand des Internets angelangt sind, soll noch darauf verwiesen werden, dass Roma sehr gut vertreten sind in den Neuen Medien Rumäniens, auf digitalen Plattformen, die den journalistischen Text mit Bildern und Videos verbinden. Einige Beispiele: „Ultimii Nomazi“, auf vioreliliso.ro ein empfehlenswerter Autor, der sich als „Journalist alten Stils“ versteht; „Căldărarii din Corcova“, auf teleu.eu; oder „Nunta Străinului“ auf documentaria.ro – eine Hochzeitszeremonie von Gabor-Roma in Târgu-Mureș. Ein etwas herkömmlicherer Artikel mit großartigen Fotografien ist den Rinderhirten in Transsilvanien gewidmet, „spezialisierte Horden von Hornvieh, die im Verschwinden begriffen sind“, wie sein Autor schreibt (TIPLEA 2019).

Diese Quellenart des E-Journalismus wirft einige ethno-anthropologische Fragen auf. Wie erklärt sich das Interesse des „neuen Journalismus“ an derartigen Themen und Gegenständen? Wie werden sich derartige hybride Formen zwischen Reportage und ethnografischer Dokumentation entwickeln? Und vielleicht die wichtigste: Welche Auswirkungen haben sie auf die Kenntnis von den Roma allgemein, und welche Erinnerungsfunktion haben sie? Fangen sie eine Welt im Wandel ein, Gewerke im Verschwinden? Auf diese Fragen gibt es wohl zurzeit keine Antworten, aber es wäre sinnvoll, ihnen nachzugehen.

Das Forschungsfeld

Die Mehrheit der Autoren, die Feldforschung betrieben, neigen verständlicherweise dazu, auf die Schwierigkeiten und auch „Freuden“ der anthropologischen Erkenntnis hinzuweisen. Sie erzählen viel, leidenschaftlich, aber banal von ihrem eigenen Feld, man nennt sie in der französischsprachigen akademischen Welt leicht abschätzig die „Terrainards“. Das ist durchaus verständlich, denn das Feld hat in der Ethno-Anthropologie einen ähnlichen Status wie das Unbewusste in der psychoanalytischen Forschung: Es spricht niemals direkt und dennoch arbeitet es, ist gegenwärtig im Leben des Individuums, seine Wirkungen sind spürbar, doch existieren sie in Relation zu anderen Komponenten der Persönlichkeit (COPANS 2011: 9).

Die Gefahr dieser Haltung besteht darin, sich lächerlich zu machen oder in die Falle der Autoreferentialität zu tappen. Im Fall der Roma ist die Lage allerdings etwas anders. Das Feld wird selbst zum Gegenstand, eine große Herausforderung, eine Offenbarung und Befriedigung zugleich. Es fällt mir schwer zu beschreiben, welche Gefühle und Freude ein Anthropologe (oder so ein Forschungsschüler in Sachen Anthropologie wie ich einer bin) empfindet, wenn er sich im Kreis der Menschen befindet und aufmerksam alle Nuancen ihrer Gesten und Dialoge aufnimmt. Es ist ein Glück, für das sich schwer Worte finden lassen. Ich habe ein Bild im Kopf, das hoffentlich nicht lächerlich wirkt: Ein Jagdhund, der nach mehreren Wochen in einer engen Wohnung endlich ins Freie kommt, in die Ebene, durch Pfützen und durch das Gestrüpp der Hügel springen kann. Den Spuren nach und dem Wild hinterher. Am Ende eines unter Roma verbrachten Tages ist das Glücksgefühl, von dem oben die Rede war, verbunden mit der Befriedigung, so viel größer als bei früheren Untersuchungen. Deshalb werde ich diese Schwierigkeiten und Freuden der Arbeit im Feld auch beschreiben.

Ich möchte beginnen mit der großen Verführungsfähigkeit der Roma, die unmittelbar nach dem Kontakt mit ihnen einsetzt. „Er will so ein Zigeuner werden wie wir!“, sagt der Vater der schönen Zamfira (in Puschkins Poem *Die Zigeuner*) über Aleko, den jungen Mann im ewigen Konflikt mit der Gesellschaft, in der er zu leben gezwungen ist, der Zuflucht und Nähe bei den Nomaden sucht. In diesem großen Werk der russischen und Weltliteratur, dem

Produkt eines profunden kulturellen Dialogs, nimmt der Zigeuner den Platz des Türken, also des exotischen fremden Anderen, ein. Aleko trifft als romantische Figur auf seinen Anderen, den Zigeuner, und versucht für sich eine neue, authentische und freie Identität zu schaffen im Gegensatz zu seiner alten Identität, die von der städtischen Zivilisation erstickt und ins Korsett gezwängt worden war (TUDOR 2016: 358).

Um die Glut des Neuankömmlings weiter zu dämpfen, sagt der Greis:

Du liebst unser Volk, obwohl du bist geboren
In der Familie Schoß, die Reichtum sich erkoren,
Doch Freiheit ist nicht stets so groß und wunderbar
Für einen Menschen, der verwöhnt vom Luxus war.

(Puschkin, *Die Zigeuner*, übers. J. M. von der Ewigen Weisheit).

Doch nach zwei Jahren, die er bei den Nomaden verbracht hat, wird der junge Aleko von Puschkin als perfekt integriert dargestellt, unempfindlich gegen Komfort und die Annehmlichkeiten des Lebens, das er gezwungen war zu verlassen.

Diese Passage aus einem Klassiker der Literatur eignet sich recht gut zu zeigen, wie alt und stabil der Glaube des Nicht-Rom ist, er könne sich ihnen nähern, indem er seine alten Gewohnheiten ablegt und ihre spezifischen annimmt. Im Vorwort zur rumänischen Übersetzung der Arbeit *Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner* von Heinrich von Wlislöcki, die 1887 in Hamburg erschien, spricht Sorin Georgescu, der dieses Werk übersetzt und herausgegeben hat, von „gewagten Aktionen, wie sie im damaligen Europa eher selten waren, nämlich acht bis zehn Monate inmitten mehrerer Gruppen von nomadischen oder halbnomadischen Corturar-Roma (Zeltler) zu leben. Um das Misstrauen zu überwinden oder gar wissentlich Fehler zu erzeugen, war es damals notwendig, dass der Forscher selbst „Zigeuner“ werden musste. Und

Martin Block versichert uns, dass Heinrich von Wlisoeki „mit einer Zigeunerin in wilder Ehe lebte“ (Block 1936/1997: 34). Martin Block selbst, deutscher Ethnologe in der Zwischenkriegszeit und Verfasser einer sehr bekannten Arbeit *Die Zigeuner: ihr Leben und ihre Seele: dargestellt auf Grund eigener Reisen und Forschungen*. Leipzig: Bibliogr. Institut (1936/1997),² warnt – nicht so sehr die Leser seiner Bücher, als vielmehr diejenigen, die vorhaben, die Gesellschaft der Roma aus der Nähe zu erleben:

Ohne dass man es merkt, zieht das Zigeunermilieu, die „Bohème“, einen jeden in seinen Bann. Man läßt sich vom Strome des Alls und der Natur tragen und zerfließt an seinem Wesen. Wehe dem, der den richtigen Augenblick des Zurück aus dem Zigeunerleben verpaßt! (BLOCK 1936/1997: 41)

Man müsse sich mit einer direkten, frontalen aber herzlichen Behandlung vertraut machen. Jenseits dieser Warnungen gibt der Autor aber auch Ratschläge für das Gelingen von Forschungen zu den Roma, wie etwa: „Laß dich ergreifen vom Zigeunerleben, um es zu begreifen“ (BLOCK 1936/1997: 32/33).

Ich habe mich immer gefragt, woher diese ungeheure Anziehungskraft der Roma rührt, die von den meisten derer, die sie kennengelernt haben, beschrieben wird und die ich auch selbst erlebt habe. Die erste Erklärung zielt auf die Tatsache, dass es eine Begegnung mit den „wirklichen Roma“ ist, denn es gibt ja zwei Arten: reale, auf die wir im Alltag treffen, mit ihren Qualitäten und Defekten, die sie nicht von anderen Mitmenschen unterscheiden. Und dann die imaginären Roma, die aus verschiedenen Fragmenten zusammengesetzt werden – negativ idealisiert, Gegenstand einer Mythologie der Negation, die manche unserer Mitmenschen brauchen, um generell den Anderen abzulehnen und eine Haltung zu rechtfertigen, die zur Irrationalität des menschlichen Daseins gehört. Die Begegnung mit den realen Roma ist – ich wiederhole es – eine Offenbarung, denn „ils cultivent une certaine tonalité – une certaine qualité – de relations humaines“ (WILLIAMS 1993: 96). Möglicherweise rührt ihre anfängliche Zurückhaltung gegenüber unserer Welt im Allgemeinen auch aus der Tatsache, dass sie uns für unfähig (oder unvorbereitet) halten, ihnen

.....

2 Anm. der Übersetzerin: Die Arbeit von Martin Block war seine Habilitationsschrift, die er an der Universität Leipzig im Jahr 1936 eingereicht hatte und die dort zu unterschiedlichen Reaktionen in der Habilitationskommission führte. Der Text wurde 1997 erneut veröffentlicht (Peter Lang Verlag), und Klaus Bochmann verfasste dazu ein sehr aufschlussreiches Vorwort, dem man auch entnehmen kann, dass die Habilitation zwar erfolgreich war, Martin Block aber daran gehindert wurde, an der Universität Leipzig zu einer Festanstellung zu kommen.

freundschaftliche Gefühle entgegen zu bringen. Eine weitere Erklärung ergibt sich aus der Geschichte der Roma. Um unter widrigen Bedingungen zu überleben und von den neuen Kulturen und Gesellschaften, die sich ja rapide veränderten und daher unvorhersehbar waren, akzeptiert zu werden, mussten die Roma in der Kunst der Verführung brillieren und jede Schwäche des Widersachers nutzen. Die Verführung wird aber zur Manipulation, wenn der Forscher zu sehr insistiert, zu schnell vorgeht oder es nicht vermag, angemessene Fragen zu stellen.

„Questions stimulate chamaeleonic answers“, warnt Judith Okely (1976: 1). Weshalb? Weil die Roma seit Jahrhunderten in dieser Doppelkultur des Geheimnisses gepaart mit Verführung leben, um ihre Identität zu wahren.

Gypsies have survived as a separate ethnic group while maintaining regular economic and political interaction with gaje (non-Gypsies and outsiders). In communication with gajes, the Gypsies will be suitably flexible. [...] Even more disappointing for the anthropologist, Gypsies have a vested interest in preserving their secrets and can hardly be persuaded of benefits arising from gaje knowledge of them. Participant observation among Gypsies should minimise any intervention which draws attention to the observer's real interests (OKELY 1976: 1).

Ähnliches äußert auch Luc de Heusch in der Beschreibung seiner Felderfahrungen: „Il est clair aussi que les techniques traditionnelles de l'ethnographie seront inopérantes. L'interview, la conversation libre entre gajé et Rom dans une langue de mensonge, une langue de « Blancs » sera décevante ou indifférente.“ (HEUSCH 1966: 13)

Der italienische Anthropologe Leonardo Piasere, einer der wichtigsten Wissenschaftler, der sich über lange Zeit mit den Roma beschäftigt hat und dem wir noch öfter begegnen werden, fasst die Situation zusammen: Er hält die Roma für große Meister der Konfusion und „signori della sfasatura“, denn sie hätten die Gabe, die Gewohnheiten durcheinander zu bringen, vor allem die der europäischen nationalen Definitionen (PIASERE 2008: 96). Und diese Meister der Konfusion hinderten uns, Antworten auf unsere Fragen und Zweifel zu bekommen. Und genau dieser permanente Zustand der Konfusion macht die Schönheit und die Schwierigkeit einer jeden Feldforschung mit den Roma und über sie aus.

Roma lieben die Fremden nicht besonders und praktizieren gern das Spiel mit der Konfusion. Anthropologen haben tausende von Seiten geschrieben, ob

die teilnehmende Beobachtung als grundlegende Erkenntnismethode angemessen ist und valide Ergebnisse zeitigt. Und im Kontext der Roma-Gemeinschaften funktioniert die Position des Beobachters, der nichts anderes tut als den Lauf der Welt um ihn herum zu notieren, nicht besonders gut (Beobachter-der-nur-beobachtet). Ich erinnere mich an eine Begebenheit im Dorf Toflea, im Kreis Galați. An einem nebeligen Morgen ging ich in eine der provisorischen Kneipen inmitten des Ortes, bestellte mir einen Kaffee und entschied, an den Tresen gelehnt, dass ich jetzt beginnen sollte, das morgendliche Dorf zu „beobachten“. Das funktionierte nicht. Immerzu fragten Roma mich als Fremden und erkennbar Nicht-Rom, ob ich Autos „aus Deutschland“ verkaufe oder Schrott oder ob ich Maurer, Installateur sei, der seine Dienste anbietet. Sicher spielten meine Arbeitshosen mit großen Taschen und die kurze Lederjacke eine wichtige Rolle. Das ist sicher ein wenig scherzhaft, aber es bestätigt die Beobachtung von Leonardo Piasere, wie auch anderer bedeutender Anthropologen, die sich mit Roma beschäftigten, dass die klassische Beobachtung, wie man sie in Ethno-Anthropologie-Lehrbüchern findet, hier nicht funktioniert. Wenn man sich mit Roma befassen will, „müsse man einen gewissen Grad der Vertrautheit erreichen, und zwar nicht immer nur im metaphorischen Sinne. Plusieurs anthropologues des Tsiganes sont passés à travers « l'adoption » dans une famille tsigane“ (PIASERE 1994: 29).

Aber um von einer Familie adoptiert (ich meine nicht integriert) zu werden, braucht man Zeit und Geduld. Und diese Zeit haben wir leider nicht immer. Ein französischer Kollege unterstreicht die Bedeutung des Faktors Zeit, wenn es um Roma-Studien geht. Nur durch eine langsame und geduldige Einfügung können komplexe Situationen vermieden, Misstrauen überwunden und damit die Bedingungen für eine Beobachtung geschaffen werden (ROBERT 2007: 422). Zu meinem Bedauern und zum Nachteil dieses Buches konnte ich nicht mehr Zeit im Feld verbringen. Es gab Augenblicke, da ich mir sagte, dass sich eine ideale Wiedergabe dieses Gegenstands ergeben würde, wenn ich einige Jahre vielleicht als Lehrer in einer der Gemeinschaften zubringen könnte, die ich nur kurzzeitig besucht hatte, wie es mir zu meiner großen Freude und zugleich zu meinem Bedauern einige meiner Roma-Freunde vorschlugen.

Ich konnte nicht mehrere Jahre bleiben, aber auch so bestätigte sich, was manche Autoren über ihre Erfahrungen berichteten. Anne Sutherland führt beispielsweise an, dass für Roma unverständlich ist, was so ein Anthropologe ist, überhaupt wissenschaftliche Forschung – wie auch für die meisten Rumänen, würde ich sagen. So halten sie einen eher für einen Journalisten, der eine Sensationsreportage über sie schreiben will, also noch einer, oder für einen

Polizisten in Zivil. Von beiden Berufsgruppen wissen sie, dass sie zu ihnen kein Vertrauen haben sollten. Daher kämen auch ihre Zweifel und die Unvorhersagbarkeit in Beziehungen zu Fremden, und sie verbreiten dann eben dieses vernebelte Bild, das sie im Laufe der Jahrhunderte im Umgang mit Fremden erlernt haben. Und das tun sie mühelos, auf natürliche Weise, was wiederum die neugierigen Forscher anfangs verunsichert.

My relationship with them was in one sense a constant fluctuation between pleasure that I ‚understood‘ them and fear that I was learning too much. My position as an outsider (gaji) was never forgotten (SUTHERLAND 1975: 21).

Zu den beiden Optionen – Journalist und Polizist – kommt meines Erachtens noch eine dritte hinzu, die mich selbst betraf: Mitglied einer NGO, das Audio/Video-Interviews sammelt.

Für meine eigenen Befragungen nutzte ich auch andere Roma-Studien, auf die ich hier eingehen möchte. Roma-Gruppen unterscheiden sich sehr stark voneinander, während die bevorzugten Methoden von Ethnografen und Anthropologen meist dieselben sind, die im Wesentlichen auf „Eintauchen“ beruhen. Es ist aufwändig, immer wieder von vorn zu beginnen. Auch die Fragebogenpraxis ist ungeeignet, denn Roma liefern im allgemeinen die Antworten, von denen sie glauben, dass der Fragende sie hören will (OLIVERA 2012: 64). Und man darf unter methodologischem Aspekt nicht zu spitzfindig sein, warnt Olivera. Die transsilvanischen Gabor-Roma, die er untersuchte, „lassen keinen – wie wir es nennen würden – neutralen Beobachter zu!“ Ich hingegen schrieb am Ende eines Tages unter den Kaldarash in der Nähe von Iași als Schlussfolgerung in mein Tagebuch:

Es gibt keine scheinbar unschuldige Frage im Falle der Roma. Sie spüren sofort jede Form von Manipulation durch ein Wort, und sei sie auch noch so subtil. Und eine falsch formulierte Frage kann schlimmste Konsequenzen haben, bis hin zum sofortigen Kommunikationsabbruch.

Es ist immer schwierig, als Ethnologe bei der Feldforschung intelligent zu fotografieren, aber in einem Dorf mit einer kompakten Romagemeinschaft ist es unmöglich. Selbst wenn man glaubt, als Gadje das Vertrauen der Gesprächspartner gewonnen zu haben, selbst dann kann eine radikale Änderung der Situation eintreten, die einen an den Punkt zurückwirft, von dem man

losgegangen ist. Und vor allem muss man die ganze Zeit schlau, schnell und Herr über das Gesagte sein, mit Ironie auf Ironie antworten – wie in einem verbalen Turnier, vor allem im Kreis von Männern, wo der „wahre Mensch“ sich zeigt und geprüft wird.

Achtung: Es geht nicht um das triviale „mișto“ (hübsch, toll, schön)³, das auch den Nicht-Roma so bekannt ist, sondern um eine Art Spannung in der Beziehung zwischen Menschen, die selbst erzeugt und auferlegt ist, das Endergebnis wird eine natürliche Auswahl des Wertes.

Roma lassen sich nicht ohne weiteres registrieren – ein ewiges Problem der Feldforschung, das sie auszeichnet und auch von anderen Wissenschaftlern bereits angemerkt wurde, was einerseits dazu führt, dass man (subjektiv – wie sonst?) diejenigen auswählen muss, die Erving Goffman die „Repräsentanten einer Kategorie“ nannte (CRISTEA & LĂȚEA & CHELCEA 1997: 66), und andererseits ein gutes Gedächtnis haben muss, damit man am Ende des Tages alles so genau wie möglich notieren kann. Meiner Beobachtung nach wird das immer schwieriger, weil unser Gedächtnis auf Grund der unzähligen Möglichkeiten zur Aufzeichnung immer mehr verkümmert. Was ich anfangs für eine individuelle Schwäche hielt, sah ich bei Leonardo Piasere bestätigt, dem während seiner Forschungen für die Promotion in den 1980er Jahren wohl das tiefgehendste Eintauchen in die Welt der Roma gelang.

Es sei nicht zu empfehlen, allzu gut ausgerüstet vor den Roma zu erscheinen – mit Stift, Notizheft, Aufnahmegerät, Fotoapparat. Eine einfache Frage, die unaufmerksam oder falsch gestellt ist, ließe die Alarmglocken läuten, meinte er (PIASERE 1985: 3).

„Morgen, mein Lieber, wenn Sie zu uns kommen, ziehen Sie sich schön an! Schön und gut gekleidet. Anzug, Krawatte – das ganze Programm. Wie zur Hochzeit, das Beste, was Sie im Schrank haben. Sonst werden Sie nicht respektiert!“, sagte mir halb scherzhaft, halb im Ernst, Rodica, die Sozialassistentin und Verantwortliche für Romaangelegenheiten in einem Ort im Kreis Brăila. Und jenseits aller Ironie musste ich feststellen, dass es tatsächlich so war – die Kleidung, in der man vor den Roma erscheint, ist ganz wesentlich dafür, ob sie einen respektieren. Man bekennt sich zu seiner Fremdheit, Andersheit und

.....
3 Der Ethno-Musikwissenschaftler Victor Alexandre Stoichita beschreibt ein ähnliches Phänomen in seiner Darstellung der Dialoge im Dorf Zece Prăjini und die Art und Weise, wie die Lautenspieler dort über die Gadje, die Rumänen berichten. Überall schimmert die Vorstellung eines Wettbewerbs der Späße, der intelligenten Dialoge, der Raffinesse gar, durch, um den Unterschied deutlich zu machen. Es werden die „Schärfe des Verstands, der Fähigkeit, jederzeit zurechtzukommen und die politischen Möglichkeiten“ kultiviert (STOICHITA 2008: 37).

Differenz. Der Druck ist enorm, denn man muss seinerseits sich selbst akzeptieren wie man ist, mit allen Stärken und Schwächen.

Eine britische sozial-anthropologische Studie muss ich noch erwähnen, die mir sehr dabei geholfen hat, die Lage des Fremden und die Art und Weise, wie geschlossene Gemeinschaften sich der „Figur des Fremden“ und dessen realer oder vorgestellter Eigenschaften bedienen, zu verstehen: das ist die Arbeit von Ronald Frankenberg – *Village on the Border* (1957), konkret in der kleinen Ortschaft Pentrediwaith. Ihm habe ich zu verdanken, dass ich verstand, wie die akzeptierte Exteriorität zugleich eine Verantwortung und ein Vorteil ist, wenn man seinerseits versteht, dass die volle Akzeptanz schwer oder unmöglich erreichbar ist.

Die Empfehlung der Sozialassistentin, die selbst Romni ist, zielt auf ein altes Problem der Feldforscher, und zwar der „angeleitete ethnografische Besuch“. Wer leitet dich an? Welchen Einfluss hat die „Anleitung“? Gibt es denn eine neutrale „unschuldige“ Anleitung? Oder schließt der Vorgang als solcher bereits eine Manipulation ein? Entsteht damit eine „gefilterte“ Information? Klassische Autoren der Anthropologie geben zu verstehen, dass jedes Forschungsfeld seine eigenen Praktiken und Schwierigkeiten hat, so dass es eines echten Initialisierungsrituals bedarf. Deswegen ist es vernünftig, sich „anleiten“ zu lassen, um die Anfangsschwierigkeiten besser überwinden zu können und keine Fehler zu machen, die sich später als fatal erweisen können (TURNER 1978: 12). Auch der französische Anthropologe François Ruegg, der mehrere Feldforschungen unter Roma in der Ukraine, der Moldau und in Rumänien unternahm, weist auf diesen wesentlichen Aspekt hin. Er skizziert direkt die Figur eines Vermittlers, der den Kontakt zu Roma-Gemeinschaften herstellen soll. Nur dass er auch einen Prozess der „Kulturverwaltung“ ausübt, einen Typ „zwischen Touristenführer und Datenbank“, ein Produkt der aktuellen Tendenzen, der Globalisierung in der Wissenschaft. In manchen Fällen muss er dafür entschädigt werden (mit Geld oder Geschenken), was wiederum neue Fragen der Ethik und der Methode aufwirft (RUEGG 2007: 117). Zahlen wir für Informationen? Eine durchaus berechtigte Frage – nicht nur in der Roma-Forschung. Ich habe das soweit wie möglich vermieden, denn auch das birgt seine Dilemmata. Die religiöse Wallfahrt war auch hier ein ideales Feld, da sie Nähe schafft und zur Eliminierung von Missverständnissen aller Art beitragen kann.

Gegen Ende dieser Überlegungen zu Freuden und Schwierigkeiten in diesem Forschungsfeld, muss ich noch die wichtigste meiner Barrieren nennen: Ich spreche nicht Romani! Ich verstehe Wörter, mitunter ganze Sätze, dank der

Tatsache, dass ich mich vier Jahre lang intensiv mit Material zur Welt der Roma beschäftigt habe. Leonardo Piasere warnt die Wissenschaftler, dass man unbedingt die Sprache Romani sprechen müsste, weil man sonst eine Menge Dinge nicht erfährt. Die WAHRHEIT erfährt man nur in dieser Sprache. Wenigstens verstehen müsse man sie, nicht unbedingt selbst sprechen. Das gegenseitige Verstehen sei nicht das Problem, denn Roma sprechen die Sprache der Region, in der sie leben (PIASERE 1985: 4). Romani ist mehr als nur die Sprache; sie spiele eine identitäre, ökonomische Rolle und habe eine Schutzfunktion (ROBERT 2007: 92). Es stellt sich beim Lesen dieser Zeilen sicher die Frage, warum ich die Sprache nicht gelernt habe, zumal es an der Universität Bukarest Exzellenz-Zentren zur Sprache und Kultur der Roma gibt. Die ehrliche Antwort ist simpel: Ich habe nicht geglaubt, dass diese Untersuchung so lange dauern wird. Und ich hatte Angst, mich in diese Sprache zu verlieben. Und ich wollte nicht noch ein „Spezialist“ in diesem Bereich werden. Soweit vielleicht in Kürze ...

Die Tatsache aber, dass ich die Sprache nicht beherrschte, hatte auch einige unerwartete positive Aspekte. Aber es war natürlich auch ein Hindernis. Meine Untersuchung hätte sicher mehr an Details und Tiefe gewonnen. „[...] wenn man jedoch die Sprache nicht gründlich beherrscht, kann man auch die Kultur nicht verstehen und lässt sich zu trügerischen Interpretationen hinreißen, geleitet von zwei so unverlässlichen Helfern wie Analogie und wishful thinking“ (TODOROV/ BÖHRINGER 1982: 241). Ein Buch, das für mich sehr wertvoll war wegen seiner Erläuterungen zur Frage, wie das ICH den Anderen entdeckt. Welche Art der Darstellung sollte ich für mich wählen? – den Mythos, also die Erzählung, oder eine logische Argumentation? Verstehen sollte von Sympathie begleitet sein oder?

In einem Interview mit *Dilema Veche* bekennt der Regisseur Alexandru Solomon, dass er nicht Russisch konnte, als er seinen Dokumentarfilm *Ouăle lui Tarzan* [Die Eier des Tarzan] (2017) am Institut für Primatenforschung in Suchumi (Abchasien) drehte. Er hatte versucht, Russisch zu lernen, war aber nicht sehr weit gekommen. Er begriff aber recht schnell, dass die Unkenntnis der Sprache des Anderen ihn aufmerksamer werden ließ für die nonverbalen Elemente der Kommunikation, auf die Kontrolle von Emotionen und Gesten (SOLOMON 2017: 14). Genau das habe ich auch erlebt, nicht ohne unerwartete Überraschungen und „Leiden“.

Provokationen, Hindernisse, Schwierigkeiten

Während meiner Feldforschung war ich sehr beeindruckt von der Einschätzung eines alten Mönchs in der Moldau, der in der ersten Hälfte seines Lebens lange unter Roma gelebt hatte. „Es gibt viele Dinge, die wir von den Zigeunern nie wissen werden. Niemals. Glauben Sie, ich hätte von ihnen etwas erfahren? Sie zeigen uns nur, was sie uns zeigen wollen.“

Anfangs irritierte mich das. Klarer wurde es dank der Lektüre von Studien und Forschungen von Autoren, die alle auf denselben Typus von Schwierigkeiten verweisen, nämlich auf eine Kultur des Geheimnisses, die spezifisch für die Roma ist und mit der historischen Existenz der Roma zusammenhängt. Françoise Cozannet, die sich vor allem mit der Religion der Roma beschäftigt hat, verweist auf die Schichtungen des Geheimnisses, mit denen die Roma ihren religiösen Glauben und ihre Bräuche „einhüllen“. Warum?

[...] habitués à être persecutés et pourchassés, ils ne tenaient surtout pas à faire montre de quelque croyance païenne, ou étrangère à la foi chrétienne. Cette réaction de secret est encore de nos jours très vive et rend difficile une documentation qui risque de se perdre pour toujours (COZANNET 1973: 57).

Darauf weist auch Heinrich Adalbert von Wlislöcki (1856–1907), einer der ersten „spezialisierten“ europäischen Linguisten und Folkloristen hin.

Ein ausser dem Volke Geborener und Erzogener wird höchstens das Aeusserliche, die Gebräuche und Formen der fremden Religion kennen lernen, in das Wesen derselben aber vollkommen einzudringen, sich wohl für immer versagen müssen. Diese allgemeine Schwierigkeit wird, was die Religion der Zigeuner anbelangt, noch dadurch vermehrt, dass diese, durch zelotische Verfolgung scheu und ängstlich gemacht, sorgsam und vorsichtig vermeiden, gegen Leute nicht ihres Stammes ihre eigene religiöse Ueberzeugung und Anschauung zu offenbaren (WLISLOCKI 1890: 252f.).

In einer anspruchsvollen Untersuchung zur „Ethischen Psychologie“, einem Vortrag, der im Plenum der Medizinischen Akademie von Paris 1910 im damals üblichen Stil gehalten wurde, bemerkt Alexandre Bertha, dass sie sich durch Vorsicht auszeichneten und es verstanden, ihre Religion zu verheimli-

chen. Einerseits sei es bei den Zigeunern unmöglich, auch nur die geringste Organisation und Hierarchie zu entdecken, andererseits seien sie stets bereit, auf die Forderungen der religiösen Prediger einzugehen, solange es in ihrem Interesse sei. Frage man einen Zigeuner aus Ungarn nach seiner Religion, werde er antworten, das sei die Religion der Gemeinde, in der er wohnt. Anders liegen die Dinge, wenn es um Patriotismus ginge, denn dann sei er reiner Ungar (BERTHA 1910: 4).

Die Probleme, individuelle Kontakte zu einer Roma-Gemeinschaft herzustellen, werden von vielen Wissenschaftlern angesprochen. Es ist eine Illusion, man könne sich ihnen nähern, indem man sagt: „Guten Tag, ich bin X und bin gekommen, weil ich mich für die religiösen Vorstellungen und Sitten interessiere“. Ein häufig angewandtes Verfahren besteht darin, sich an eine Vertrauensperson zu wenden, aber auch deren Vertrauen muss erst mal gewonnen werden, meint Denize (2016: 36). Ich habe mich, soweit wie möglich, an die Priester meiner Zielgruppen gewandt. Was mich „gerettet“ hat, war meine Arbeit während der großen Wallfahrten, vor allem in Iași, im Oktober zum Feiertag der Hl. Parascheva. „There is no particular shame attached to lying to each other [...], but to lie to the gadje is certainly correct and acceptable behavior“, bemerkt Anne Sutherland (SUTHERLAND 1975: 30), die heikle Fragen der Forschungsethik in ihrem Buch zu den Roma in Nordamerika behandelt. Unter diesen Umständen

I decided to cross-check three times every piece of information that I received [...]. Since being unpredictable and elusive is part of the code of behavior with gaje, it was not considered odd for me to act the same, and of course, I was also not burdened with having to stick to the absolute truth (SUTHERLAND 1975: 30f.).

Ich konnte meine Cross-check-Erfahrung während der Wallfahrten nutzen. Die Nähe, wie sie in der Warteschlange entsteht, erhöhte die Intensität der Kommunikation und führte zum Dialog. So konnte ich im Laufe vieler Jahre die Begriffe und Praktiken dokumentieren, die mit *haram* (s. das entsprechende Kap.), mit *pomana* oder mit dem Heiligenkult verbunden sind.

Eine letzte Bemerkung noch zur Logik des Geheimnisses führt zur männlichen Neigung (*male bias*), wie sie von der Tatsache, dass der Wissenschaftler selbst männlich ist, ausgelöst wird. Ihm ist die Teilnahme an typisch weiblichen Aktionen verwehrt (eines der ältesten Probleme der ethno-anthropologischen Forschung) und geht mit der Gefahr eines zu männlichen Diskur-

ses einher. Im Sinne der „epistemischen Wahrhaftigkeit“ sagt Iulia Hașdeu, eine ausgewiesene Spezialistin, dass der männliche Ethnologe (sie bezieht sich auf Martin Olivera und seine bemerkenswerte Arbeit zu den Gabor-Roma in Transsilvanien) „weder Wäsche waschen, noch Geschirr spülen oder das Essen zubereiten durfte“. Auch wenn er es wollte, konnte er unter dem Druck der Umstände nur an männlichen Tätigkeiten teilnehmen, so dass im Ergebnis „Frauen weniger wahrgenommen werden, entweder anonym oder kollektiv auftreten oder systematisch neben den Kindern“. Das ergibt einen vorherrschenden „männlichen Standpunkt, der unbewusst neutralisiert und verallgemeinert wird“ (HASDEU 2012: 16).

Ähnlich sieht das auch Cătălina Tesăr, die sich ausführlich mit dem Leben der „Corturar-Roma“ (in Zelten lebende nomadische Roma) befasst hat. In ihrem Kommentar zu einer Studie des britischen Anthropologen Michael Stewart (2014) macht sie eine Bemerkung von hohem „epistemischen Taktgefühl“, wie ich finde: Es ist eine Arbeit, die von einem Mann geschrieben wurde, der sich überaus bewusst ist, dass die allgemeine Perspektive seiner Arbeit die „Sicht der Roma-Männer auf ihre Welt bevorzugt“. Gleichzeitig bilden die Roma ein Gesellschaftsmodell, das zumindest auf den ersten Blick, öffentlich, eine auffällige Trennung nach Geschlechtern offenbare. „Wie würde hingegen die soziale Ordnung der Welt aus der Sicht der Frauen aussehen?“, fragt sich Cătălina Tesăr und lässt die Antwort bewusst offen (TESĂR 2014: xxv).

Ich habe diese beiden Spezialistinnen bewusst zitiert, um deutlich zu machen, dass ich mir meiner Begrenzungen im Feld durchaus bewusst war und diese mir auch aufgefallen sind. Ich hätte schon gern mehr über die Bestattungsbräuche der Frauen erfahren oder darüber, wie *pomana* hergestellt und serviert wird, sowohl im Rahmen der Familie, als auch bei den Wallfahrten. Aber das gelang mir nur, indem ich mit Männern über die Bräuche sprach, die sie für „weiblich“ halten. Die Geschlechtertrennung, wie sie von Cătălina Tesăr, aber auch anderen Autoren beschrieben wird, ist während der Wallfahrten in den Warteschlangen weniger ausgeprägt. Deswegen habe ich versucht, diese Momente des Dialogs mit Romnija-Frauen bestmöglich zu nutzen. Und jedes Mal erwiesen sie sich als äußerst wichtige Gesprächspartnerinnen, weil sie reiche und vor allem sehr differenzierte Informationen lieferten.

Während der Arbeit habe ich mich bemüht, Ortsnamen und Personennamen nicht preiszugeben. Ich habe sie nicht verborgen, sondern anonymisiert. Und zwar für Roma und Gadje gleichermaßen, gerade aus Respekt vor der Logik des Geheimnisses und um den Quellen nicht unbewusst Schaden zuzu-

fügen. Über die Berechtigung dieses Vorgehens mögen Epistemologen und Ethiker urteilen.

Der Borat-Effekt. Überforderung der Quellen

Im Jahr 2006 brachte der herausragende britische Schauspieler und Producer Sacha Baron Cohen (geb. 1971) den Film *Borat*, eine Komödie mit dokumentarischen Akzenten, heraus, der von einem Humor ist, den man schwer in Worte fassen kann, irgendetwas an der Grenze zwischen reiner Provokation und einem neuen Dadaismus. Ein großer Teil des Publikums war begeistert, ein anderer Teil lehnte ihn genauso vehement ab. Ein beträchtlicher Teil des Films wurde in Glod, einer Gemeinde im Kreis Dâmbovița, gedreht, wo seit langem eine zahlreiche Gemeinschaft von Roma lebt, die sich mit der Bearbeitung von Stein, Holz und dem Sammeln von Waldfrüchten beschäftigt. Als der Film weltweit gezeigt wurde, wurden die Medien in Großbritannien darauf aufmerksam, dass die Filmemacher die Erlaubnis hatten, in der Gemeinde Glod zu drehen und Einwohner für eine lächerliche Summe engagiert hatten. Die ethischen Implikationen entgingen weder den britischen noch den rumänischen Journalisten. Die rumänischen Medien waren voll mit Berichten, das Internet lieferte reiche Berichte zu diesem delikaten Ereignis der Filmgeschichte und nicht nur der.

Ich erinnere an dieses Ereignis nicht, um Werturteile zu äußern, sondern um etwas zu illustrieren, was auch ich in bestimmten Roma-Gemeinschaften, die für Wissenschaftler aber auch für „Gestalter“ von mehr oder weniger europäischen Projekten attraktiv sind, gespürt habe: Es hat sich ein gewisses Maß an Langeweile und Überdruß eingestellt gegenüber denen, die sie studieren, fotografieren, registrieren wollen, die das Repertoire ihrer traditionellen Berufe erfassen und diese „retten“ wollen usw. Ich glaube, dass ich ihre Haltung verstanden habe, aus der heraus sie Dialog und Kommunikation ablehnen. Ich denke, die wenigsten Leser dieser Zeilen wären einverstanden, unentwegt als Gegenstand von Forschung oder als Teilnehmer an verschiedenen „Projekten“ zu dienen, deren Nutzen und Wirkung auf das Alltagsleben sich nicht unmittelbar erschließen.

Sie über das Wesen des Daseins, zu Religion und Glauben zu befragen, erwies sich schwerer als anfangs gedacht. Um die oben angeführte ‚Langeweile bei den Quellen‘ zu illustrieren, will ich hier ein Gespräch wiedergeben, das im Frühjahr 2017 mit einem der Alten im Dorf Toflea, Kreis Galati, geführt wur-

de. Es war eines jener Gespräche, die mehr wert sind als vieles andere in der anthropologischen Feldforschung. Ich fragte ihn, wenn ich mich entschließen würde, morgen zu ihnen zu ziehen, um sie besser zu verstehen, im Inneren, wie sie im Allgemeinen denken und leben: „Würdet ihr mich aufnehmen?“ Eine etwas listige Provokation. Aber ich hatte ja schon gesagt, dass Roma sich nicht leicht manipulieren lassen. Die Antwort lautete wie folgt:

Natürlich würden wir dich aufnehmen. Wieso denn nicht? Aber du musst einen Beruf haben, etwas Gutes machen können. Ein Doktor oder Professor oder Lehrer scheinst du ja zu sein ... aber so nicht, du kannst uns nicht einfach auf die Pelle rücken, wie die das machen, uns nerven und umsonst rumlungern. Fotos und Reden! Nein, hier brauchst du einen Beruf. Weißt du wie sehr wir Maurer und Tischler brauchen ... wir brauchen unbedingt Maurer, hier wird viel gebaut, die Leute kommen aus dem Ausland. Und wir verstehen nichts vom Mauern, wir haben's eher mit Werkzeugen, mit dem Schmieden, deshalb!

Später, nach Diskussionen mit verschiedenen Vermittlern und Verantwortlichen in medizinischen und sozialen Bereichen verschiedener Gemeinden, verstand ich seine Reaktion viel besser. Viele ernsthafte und lebenserfahrene Menschen sind das. Eine Sozialassistentin, verantwortlich für eine große Roma-Gemeinschaft der Ursari (von Rum. urs – Bär) im Rathaus einer mittelgroßen Stadt im Kreis Bacau, warnte mich, dass

jeder Versuch, sie zu beobachten, für jemanden von Außen schwer ist. Machen Sie sich keine Illusionen. Die Roma haben den Eindruck, dass auf ihre Kosten viel Geld verdient wird – sie werden gefilmt, im Fernsehen gezeigt und was sonst noch, ohne dass sie dafür etwas bekommen.

Und sie sagte mir, dass es jedes Mal, wenn sie versucht, jemanden in die Gemeinschaft einzuführen, wie gut die Absichten und die Informiertheit auch sein mögen, zu Spannungen kommt, die schwer aufzulösen sind und es Geduld von beiden Seiten braucht. Ich gebe hier einen Teil eines Interviews mit ihr wieder, um die Zurückhaltung der Roma zu illustrieren, die mir im Feld begegnete. Sie fragten mich immer, ob ich „ein Projekt habe“ oder in einer „NGO arbeite“, denn das wurde als Geldquelle betrachtet oder als Ausweis professionellen Erfolgs. Hier zeigt sich die komplizierte Stellung des akademischen Wissenschaftlers, die auch von anderen Autoren angemerkt wird: Wel-

che Strategien nutzt man, um in einem Bereich „frei“ zu agieren, der so sehr von verschiedenen politischen, sozialen Strategien markiert ist, die zwar notwendig, aber von unerwarteten Nebenwirkungen begleitet sind? (RUEGG 2007: 115). Ohne dass ich das hier ausdehnen will, aber es stellt sich schon die Frage, welche mittel- und langfristigen Konsequenzen die sozialen, akademischen und anderen Projekte mit den Roma als Gegenstand und Finanzierungsgrund haben. Ich bin weit davon entfernt, ihre Notwendigkeit und ihren praktischen Nutzen in Abrede zu stellen. Doch ich muss mich auch fragen, ob es nicht in manchen Fällen – ich wiederhole: in manchen Fällen – zu perversen Sekundäreffekten kommt, zur Selbstmarginalisierung oder noch größerer Abgrenzung in den Augen der Mehrheit. Was mich betrifft, so habe ich relativ schnell eine Lösung gefunden, um die anfänglichen Blockaden der Gespräche im Feld aufzulösen. Ich habe von Anfang an sehr klar und deutlich erklärt, dass ich kein „Projekt“ habe, dass ich nicht von einer NGO komme, sondern auf eigene Kosten und aus Neugier und Zuneigung, um Neues zu erfahren. Und tatsächlich, Zuneigung. Und die Zuneigung ist die stärkste Kraft im Universum, das stärkste Argument in der Verhandlung zwischen Menschen, wie unterschiedlich wir auch sein mögen. Vielleicht klingt das für manchen melodramatisch oder kitschig. Doch so ist es und so funktioniert es.

Die fehlende Schriftkultur

Es ist kein Geheimnis, dass Roma jahrhundertlang keine Schriftkultur hatten, die in Form von Dokumenten, Büchern, literarischen Erinnerungen und Tagebüchern oder in anderer Form überliefert wurde. Sie waren lange Zeit Gegenstand der Aufmerksamkeit anderer, und erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gingen sie dazu über, sich selbst in und durch die Schrift zu konstruieren, zugleich mit den ersten Generationen einer akademischen, kulturellen und literarischen Roma-Elite. Für einen Ethno-Anthropologen, der sich mit diesem Volk (und nicht nur mit seiner Religion und seinen Mythen) beschäftigt, hat die fehlende Schriftkultur wichtige Folgen im Erkenntnisprozess. Das bedeutet, je weiter man in die Geschichte zurückgeht, umso größer werden die Probleme: Es ist schwierig, relevante Quellen zu finden, die frei von Ambiguitäten sind; natürlich geht es nicht nur um historische Quellen, sondern auch um Sammlungen von Gedichten, Märchen und Legenden. Literarische und historische Kenntnisse gibt es, aber keine schriftlichen Funde „über das, was sie als Lebensweise auszeichnet“ (CHELCEA 1944: 6). Die Tatsa-

che, dass weder ihre Vergangenheit noch die Rituale der verschiedenen Roma-Gruppen in Europa Spuren hinterlassen und in anthropologischen Museen konserviert wurden, wie das für andere europäische Kulturen der Fall war, führte noch zu einer weiteren unglücklichen Folge, die bis heute anhält: Auf der Ebene des Alltagsbewusstseins werden die Roma als eine homogene Gesamtheit wahrgenommen und die riesigen Unterschiede, die sie trennen, vergessen (ROBERT 2007: 6). Mit der Zeit konnte diese sprachliche und kulturelle Einheit der nomadischen Welt der Roma, der harte Kern, der die authentische Kultur bewahrte, nicht mehr in seiner Gesamtheit beschrieben werden, weil der Aufwand, ihn zu konservieren und zu erforschen, aus dem Inneren nicht unterstützt wurde. Der Soziologe Mihai Merfea meint, „es sei unmöglich, die Kultur der Zigeuner zu definieren“ und spricht von der allgemeinen Tendenz des Verschwindens und der Ablehnung der Traditionen unter dem wachsenden Druck der Moderne. „Die Kultur der Zigeuner ist seit ihren Anfängen bei uns wenig bekannt. Ein Kern hält sich hartnäckig trotz der Einflüsse aus den Ländern, durch die sie gezogen und in denen sie sich niedergelassen haben“ (MERFEA 1991: 42). Und genau dieser „harte Kern“ müsse zur Kenntnis genommen und fixiert werden, bevor es zu spät sei, warnt der Autor (RUEGG 2007: 112).

Ich fragte den Historiker Marian Zăloagă in einem umfangreicheren Interview zur Dokumentation (Oktober 2016), wer die Geschichte der Kultur der Roma geschrieben habe, wo sie es doch selbst nicht getan hatten. Die ersten, die die Kultur der Roma schriftlich aufgezeichnet haben, waren zumindest in Transsilvanien, aber auch ansonsten in Mitteleuropa, Priester. Sie taten das nicht unbedingt mit missionarischer Absicht, sondern eher, um die ethnischen Besonderheiten dieser Gruppe hervorzuheben. Der Rom, der „Zigeuner“ wird zu einer absoluten Differenzgestalt, um sich selbst besser definieren zu können. Marian Zăloagă verweist übrigens in seiner Imagologie auf soziale und theologische Experimente, in denen die lutherische Kirche Siebenbürgens versucht hat, ganze Roma-Familien zu evangelisieren, und dieser Versuch ist schriftlich in Akten und Dokumenten festgehalten (ZĂLOAGĂ 2015). Für eine zweite Phase verfügen wir über Dokumente aus der kaiserlichen oder militärischen Verwaltung. Heinrich Grellmann gilt als der Exponent dieser Tendenz und prä-ethnografischer Schriften. Das ist ein Autor, der heute von manchen Aktivisten heftig bekämpft wird, weil er als Vorreiter rassistischer und diskriminatorischer Haltungen gegenüber den Roma gilt. In der zweiten Phase entsteht eine schriftliche Literatur, die für die staatlichen Organisationen aus pragmatischen Gründen nützlich ist. Und in der dritten Phase, die in der zwei-

ten Hälfte des 19. Jahrhunderts anzusiedeln ist, entsteht eine eher romantische Literatur mit Persönlichkeiten wie Heinrich von Wlislöcki, der halb Sachse, halb Pole ist. Ethnologie und Ethnografie standen in Europa am Anfang, das Studium der Roma war, wie wir heute sagen würden, eine Nische, und das Abdriften in die Exotik, die Romantik, die überzogene Individualisierung ist offensichtlich.

Wer schreibt heute über die Roma? Natürlich haben sich die Dinge entwickelt.

Doch die wichtigste Tatsache ist in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Entwicklung einer akademischen und intellektuellen Elite der Roma, die sich von innen her mit Empathie und Verständnis dem eigenen Volk nähert. Manche von ihnen schreiben ihre Studien in einer standardisierten Version des Romani, was einen Vorteil bedeutet, wenn es um eine präzise ethnografische Beschreibung geht. Mir scheint, dass es noch zu früh ist, um die Bedeutung einer beginnenden Schriftkultur auf Romani einzuschätzen, und ohnehin fällt das nicht in meine Kompetenz. Doch mir persönlich würde es sehr gut gefallen, wenn sich diese junge Elite in Rumänien mehr mit den sozialen Aspekten der Roma-Minderheit in Rumänien befassen, ethnografische Studien anfertigen würde – Folkloresammlungen, anthropologische Monografien usw., bevor es zu spät ist, bevor manche Traditionen, Gewohnheiten und spezifischen Berufe endgültig verloren gehen. Natürlich sind die politischen und gesellschaftlichen Forderungen, zum *travail de mémoire* und zur Erinnerungspolitik für die Anerkennung von vergangenem Leid notwendig und bringen ihren Anhängern leichter symbolisches Kapital und auch das Material für die Dissertation. Ich bin allerdings optimistisch, dass wir bald eine Schriftkultur der Roma für Roma haben werden, und ich hoffe von ganzem Herzen, nicht nur für sie.

Ein „Randphänomen“?

In den 1960er Jahren macht sich der belgische Anthropologe Luc de Heusch gemeinsam mit dem Niederländer Jan Yoors (ein Mensch, der schwer in die *Roma Studies* einzuordnen ist: visueller Künstler, Fotograf, Ethnologe aber vor allem Schriftsteller; er verbrachte lange Jahre unter Nomaden) zu einer „Expedition der Anerkennung“ auf den Spuren der Roma in mehreren europäischen Ländern auf. Sie kommen auch nach Skopje (Nordmakedonien), wo sie zu einem Besuch in einem ethnografischen Museum eingeladen

werden, wo natürlich auch viel volkstümliche Kleidung ausgestellt ist. Luc de Heusch bewundert ausgiebig zwei traditionelle Roma-Kleider und ist von deren Reichtum und Schönheit fasziniert. In seinem anschließenden Gespräch mit der leitenden Museografin, einer intelligenten und freundlichen Person, wie er feststellt, bemerkt er ihre Ablehnung gegenüber seinem „Interesse am Gegenstand“ und folgert, dass das von ihrer Haltung gegenüber den Roma herrührt (HEUSCH 1966: 14).

Ich habe diese Episode aus einer der bekanntesten anthropologisch-ethnografischen Arbeiten zu Roma wiedergegeben, um damit auf eine der wiederkehrenden Debatten zu verweisen, die lange Zeit *Roma Studies* bewegte: Sind die Roma ein peripherer Gegenstand, ohne weitere Bedeutung für die Sozialwissenschaften oder nicht?⁴ Im Jahr 1994 veröffentlicht die Zeitschrift *Etudes Tsiganes* eine Sonderausgabe zur Ethnologie der Roma mit dem symbolischen

.....
4 Die Zeitschrift *Echinox*, herausgegeben vom Zentrum zur Erforschung des Imaginären, Universität „Babeş-Bolyai“, Cluj-Napoca, veröffentlichte 2017 eine thematische Ausgabe zu „Unbedeutenden Gegenständen und der Politik des Residuums in der Literatur“ (Originaltitel: *Sujets dépourvus d'importance*). Ich fand die Einführung und Darstellung des allgemeinen Problems durch Adrian Tudurachi sehr interessant (2017: 7–11). Obwohl sich seine Ausführungen zur „Politik des Residuums“ vor allem im Bereich der Literatur bewegen, schienen mir diese Überlegungen von Nutzen für meinen Gegenstand. Tudurachi spricht davon, dass sich die Formulierung „unbedeutender Gegenstand, ohne Bedeutung“ auf jene Formen des menschlichen Handelns und Denkens bezieht, die infolge verschiedener Transformationen schließlich ignoriert oder zu einem untergeordneten Schicksal verdammt werden. Was müsste ein Wissenschaftler angesichts der Vernehmung solcher sogenannten nebensächlichen Gegenstände tun, die in die Peripherie der „großen“ Erkenntnis verschoben werden? Zu allererst die Vielfalt der Tätigkeiten und Handlungen feststellen, die von diesen „Resten“ ausgehen. Dann ihre reale Bedeutung und ihren realen Wert in einem breiteren Rahmen des Untersuchungsbereichs überdenken. Und schließlich im dritten Schritt eine transversale Perspektive einnehmen, die es ihm gestattet, diese ganze „Produktion von Residuen“ zusammen zu betrachten. Der Autor unternimmt dann eine Klassifizierung des „Rests“, all dessen, was in der Literatur, und nicht nur dort, für „bedeutungslos“ gehalten wird. Die Zeit, das Vergessen greift das Gedächtnis einer Disziplin an, von daher auch die Logik der „Schublade“, in die wir alles legen, was wir nicht mehr brauchen, die vollständig vergessenen Überreste. Es gibt jedoch auch eine „Dynamik“ des Rests in den Humanwissenschaften, und er zitiert in diesem Sinn Carlo Ginzburg oder Giorgio Agamben. Sie ist in letzter Zeit auch in den *Roma Studies* spürbar, vor allem in imagologischen Arbeiten, meine ich. Eine wichtige Rolle spielen die kulturellen Interaktionen: Die „großen“ Kulturen tendieren dazu, die „kleinen“ zu ignorieren oder sie von der Erzeugung der Ideen auszuschließen. Und umgekehrt sind die „kleinen“ Kulturen opaque und widerständig gegenüber der ästhetischen und konzeptuellen Kreativität der „großen“ Kulturen. Die Lektürepraktiken, soziologischen Konditionierungen – die Masse der „Reste“ – sind das Ergebnis vorheriger Operationen der Regulierung und des Informationsmanagements (was wird in der Aufmerksamkeit des Publikums gehalten und was nicht), die von verschiedenen Instanzen des Sozialraums erzeugt werden, genauer: von Akteuren geformter und konservierter literarischer oder sonstiger „Kanones“?

Es folgt die Selektion (mitunter verstärkt durch Manipulation) durch die Machtinstanzen, ideologische (oder rassische wie im Fall der Roma) Lektüren, verschiedene soziale Instrumentalisierungen und Lesegewohnheiten. Schließlich wird die soziale und ästhetische Kreativität genannt. Die Gesellschaft verfügt über begrenzte Aufnahmekapazitäten, schreibt Tudurachi. Und der Markt erzeugt unentwegt Gegenstände, die im Augenblick ihres Erscheinens als „von kleinerer Bedeutung“ gelten, so dass sie an den Rand der großen Debatten ausgelagert werden: erfolglose Ideen, Interpretationsdispositive, die keine Ergebnisse erbrachten oder nicht überzeugten usw. Aber alle können wieder „aufstehen“, daher ihre große Bedeutung.

Titel „Jeux, tours et manèges. Une ethnologie des Tsiganes“, in der die großen Namen der Ethno-Anthropologie der Roma auf mehreren Kontinenten versammelt sind, die versuchten, die Originalität, die Wesenszüge und spezifischen Fragen dieser Disziplin im Vergleich zu anderen „Anthropologien“ und Roma-Diskursen herauszuarbeiten (WILLIAMS 1994: 4). Ein Artikel stellt erfolgreich die Motive zusammen, weshalb der Gegenstand „Roma“ zwar nicht uninteressant war, sondern vom europäischen akademischen Denken übergangen wurde. Der interessante Titel lautet: „Les Tsiganes sont-ils «bons à penser» anthropologiquement?“ und stammt von Leonardo Piasere. Der Autor vertritt die Auffassung, dass solange in den Augen der Anthropologen vollkommen „perfekte“ primitive Völker existierten, „habitant dans des régions bien localisées du globe. Comme ‘sauvage de chez soi’, comme ‘primitif déplacé’ le Tsigane a été effectivement considéré indigne d’une attention sérieuse“ (PIASERE 1994: 21), denn sie waren unter uns. Das Studium der Zigeuner hätte sie der Freude beraubt, an ferne, exotische Orte zu reisen, wo allein die große geografische Distanz ein Garant für die „Qualität“ und Neuheit der Entdeckungen war. Im Ergebnis, sagt Piasere,

L’anthropologie académique s’est déchargée de l’étude de Tsiganes, ce qui a favorisé la création d’un canal parallèle d’ethnographie tsigane, regroupé essentiellement autour des revues d’études tsigane et qui n’a eu aucune influence [...] dans l’élaboration de la pensée anthropologique (PIASERE 1994: 21).

Mehr noch, es gab Autoren, die ohne wirkliche Feldforschung unter den Roma zu machen, aber voller Leidenschaft für diesen Gegenstand, eine thematische Auswahl aus dem immensen Reservoir von Informationen vornahmen und Bücher zur Tsiganologie publizierten – ohne kritisches Urteil und ohne reale Sichtbarkeit im akademischen Raum. Die Ethnografie der Roma hat auf diese Weise einen großen Abstand im Vergleich zu Denken und Niveau der Standardforschung akkumuliert und die einmalige Chance verpasst, wie Piasere schreibt, „matriarchale Zigeuner“ zu finden. Also eine Gesellschaft, die von der gnadenlosen Walze der Moderne nicht so verändert worden war, als dass sie ihre Anziehungskraft für die Wissenschaft verloren hätte.

Was folgte seit 1960 bis heute? Da es so klar und konzise formuliert ist, gebe ich hier ein Fragment seines Artikels wieder. Diese Dinge sind unter Fachleuten bekannt, aber dieses Buch richtet sich ja nicht nur an Fachleute. Eine wissenschaftliche Tsiganologie hatte also wissenschaftlich einen randständigen

Status ebenso wie ihr Gegenstand eine soziale Randposition hatte, so dass sie gezwungen war, sich ihr eigenes intellektuelles Territorium selbst zu schaffen. Im Inneren sollten die *allwissenden* Tsiganologen im Sinne der Wissenschaftssoziologie ein „unsichtbares Kollektiv“ formen, das verglichen mit der Anthropologie draußen alle Zeichen eines *unsichtbaren Gettos* trägt. Wie alle derartigen Organismen bilden sie (nach DE MEY 1982) eine eigene Elite und eigene nationale Meinungsführer. Diese treffen sich von Zeit zu Zeit oder unterhalten Briefkontakt und üben die soziale Kontrolle über die Produktion in ihrem Feld aus, zuallererst über die Selektion der Texte, die in den Zeitschriften publiziert werden, sowie über Zitation und Rezension.

Some sociologists of science seriously doubt whether the major use of scientific papers is in the readership they obtain. According to their point of view, scientific papers function primarily as titles to intellectual territory. They provide evidence of a particular piece of research and substantiate a claim for exclusive possession of a particular segment of a domain of knowledge. The publication in a scientific journal certifies them as legitimate requests for intellectual ownership of a fragment of science which is the sum total of ‘certified knowledge’. Scientific publications thus function primarily as cadastral registrations for intellectual property, not as genuine communication (DE MEY 1982: 132).

Wie jedes Getto hat auch dieses seine eigenen Kennzeichen. Entstanden aus dem Mangel an Interesse der Anthropologen, verfällt es jedes Mal in einen Alarmzustand, wenn ein Unbekannter das Gelände betritt. Der Ton von Rezensionen (oder ihr gänzlich Fehlen) ist in dieser Hinsicht ein guter Indikator. Ich könnte wertvolle anthropologische Arbeiten nennen, die auf empörende Weise in Zeitschriften für Tsiganologie aufgenommen oder verschwiegen wurden (PIASERE 1994: 21f.).

Inversement, des oeuvres à la charpante anthropologique pourtant fragile peuvent recevoir un accueil très favorable parmi les élites tsiganologiques et leurs auteurs, par le truchement des réseaux de citations, peuvent accéder rapidement à une renommée tsiganologique internationale. [...] ce qui compte, plus que le contenu de son travail, c’est qu’un auteur accepte les règles tacites de la confrérie et la tutèle de son élite (PIASERE 1994: 22).

Nachdem er eine „Minimalgeschichte“ der wichtigsten anthropologischen Arbeiten, beginnend bei den „Gründungsvätern“ wie Van Gennep (1911) und Rivers (1913) gibt, gelangt Piasere in die 1990er Jahre (der Artikel wurde in seiner ersten Fassung 1991 in einer italienischen Zeitschrift veröffentlicht). Gegenwärtig erleben wir eine Vergrößerung der Anstrengungen akademischer Untersuchungen der Roma, der größte Teil im Bereich von Masterarbeiten und Dissertationen und zu wenige Arbeiten mit intellektuellem, technischem und wissenschaftlichem Anspruch. Piasere beschreibt eine sehr wichtige Beobachtung:

Le rapport entre ethnographies tziganes et ethnographies nationales n'est pas un simple rapport d'inclusion des premières dans les deuxièmes. Il existe plutôt un rapport de marginalisation, qui reflète le rapport en vigueur dans la réalité entre Tsiganes et populations locales. Il est très rare que les résultats obtenus en étudiant les Tsiganes soient ensuite utilisés pour la construction de la connaissance ethnographique nationale, ou pour des réflexions anthropologiques générales. [...] Il existe une sorte de causalité circulaire dans le fait que l'ethnographie tzigane ne soit acceptée ni comme « donneuse » de bi-sociations analogiques : les anthropologues de profession ne s'intéressent pas aux Tsiganes parce qu'ils sont une anomalie, ils les laissent aux « je-sais-tout » ou aux étudiants » (PIASERE 1994: 27f.).

Und gegen Ende seines Artikels macht er sogar Hoffnung:

De nos jours l'étatisation totale de la planète est pratiquement achevée, et les Tsiganes, de l'intérieur des Etats, se trouvent dans la situation de spécimens rares qui continuent à désavouer les plus grands systèmes sur lesquels ces Etats sont construit. La rencontre sur ce thème entre anthropologues et historiens, j'en suis certain, amènera à réécriture l'histoire même des Gadje (PIASERE 1994: 35).

Es ist offensichtlich, dass seit Anfang der 1990er Jahre viele Veränderungen von statten gingen, Roma sind heute sehr viel sichtbarer im akademischen Raum und nicht nur dort. Das Interesse der Wissenschaftler an ihnen geht weit über die *Roma Studies* hinaus. Die neue Wissenschaftlergeneration, darunter auch Roma, brachte neuen Wind in dieser Hinsicht. Wenn es um die eigene Identität geht, kann von Peripherie nicht die Rede sein.

Doch zurück nach Rumänien und in die Zwischenkriegszeit. Dazu meint der Ethnograf Ion Chelcea in der Einführung zu seiner berühmten Studie *Țiganiii din România*, dass Roma in Rumänien eher Gegenstand historischer und literarischer Studien seien, die Spezifika ihres Lebens hingegen kaum eine Rolle spielten. Die wenigen erhaltenen Arbeiten, wie die von Barbu Constantinescu vom Ende des 19. Jahrhunderts, blieben im Projektstadium und wurden nie realisiert (CHELCEA 1944: 7). Doch in einem Artikel, der dem Historiker und Folkloristen C. S. Nicolăescu-Plopșor (1900–1968) gewidmet ist, fand ich eine interessante Information, die dieser allgemeinen Skepsis zu widersprechen scheint. Dank der Bemühungen von C. S. Nicolăescu-Plopșor richtete Simion Mehedinți einen Forschungsfonds der Rumänischen Akademie in Höhe von 50.000 Lei ein (eine beträchtliche Summe, wenn man bedenkt, dass ein gutes Beamtengehalt ungefähr 2.500–3.000 Lei betrug), „das für Arbeiten zur Ethnografie und Folklore der Zigeuner stimulieren und sie entlohnen soll“ (PĂTRAȘCU 2000: 147). Leider ließ sich nicht in Erfahrung bringen, ob diese Mittel jemals eingesetzt wurden und ob es eine Kontinuität dafür gab. Eine Nachforschung an der Akademiebibliothek wäre sehr hilfreich.

Und noch eine letzte Bemerkung. Sie betrifft das Buch des Ehepaares Elena und Cătălin Zamfir *Țiganiii între ignorare și îngrijorare*. Mit ihm erhielt der „Gegenstand“ Roma wieder Aufmerksamkeit in der akademischen Welt und ihrer Wissenschaftler in Rumänien. Die Autoren stellen die Tendenz fest, bestimmte ethnische Gruppen in eine Art „Folklore-Reservat“ unter künstlicher Erhaltung kultureller und sozioökonomischer Muster zu verwandeln, die aus einem historischen Kontext stammen. Die ethnische Spezifik wird in einen Mythos transformiert, die ethnischen Muster ihrerseits mythisiert als seien sie nicht mehr dem Wandel unterworfen.

Das Ergebnis ist genau entgegengesetzt: Die Randständigkeit dieser ethnischen Gruppen wird zementiert (ZAMFIR & ZAMFIR 1993: 13). Und ich würde ergänzen, dass damit auch ihre Verbannung an die Peripherie der Forschung einhergeht.

Roma oder Zigeuner? Das Dilemma der Bezeichnungen

Vor der Veröffentlichung dieses Buches habe ich ein paar „Testläufe“ in Form von Vorträgen an den Universitäten in Iasi, Cluj und Bukarest gemacht. Es gab dafür nicht allzu viele Gelegenheiten, vielleicht fünf oder sechs, aber jedes Mal spürte ich im Saal eine angespannte Atmosphäre, einen Zustand der „Jagd auf

Wörter“, vor allem, wenn im Saal auch jüngere oder weniger junge Roma-Intellektuelle und -Wissenschaftler anwesend waren. Die Frage „Welches Wort wird er verwenden – Rom oder Zigeuner?“ schien im Raum zu schweben. Im Feld, unter den Roma, hatte sich die Frage in keinem Augenblick gestellt, es gab weder bei ihnen noch bei mir Schwierigkeiten oder ein Zögern, die geeignete Anrede zu finden. Seit der Einführung der Bezeichnung „Rom“ etwa Mitte der 1990er Jahre in Rumänien bis zur Quasi-Generalisierung in der rumänischen Sprache gab es zig, wenn nicht hunderte von Debatten über seinen Nutzen, seine Geschichte, Bedeutung etc. Da ich kein Romani spreche, wie ich bereits bekannt habe, kann ich Feinheiten und Nuancen nicht nachvollziehen. Für die Leser möchte ich dennoch auf das Wort eingehen.

„Rom“ stammt aus der Sprache Romani (zigeunerisch) und bedeutet „Mann“, aber auch „ganzer Mann/verheirateter Mann/Mann im Haus/ehrlicher Mann, Vertrauen erweckender Mann“ – die letzten Bedeutungen konnte ich selbst bei den Roma überprüfen. Das Wort „Rom“ als solches ist ein Ethnonym (also eine Bezeichnung für die Ethnie, das Volk), das von Intellektuellen, Gebildeten und, um es generisch auszudrücken, von Roma-„Aktivisten“ der Öffentlichkeit und der Obrigkeit nahegebracht wurde. Das Hauptargument dafür war, dass der Terminus „Zigeuner“ im Rumänischen pejorativ, negativ, zurücksetzend ist und weder die Realität noch die Diversität dieser ethnischen Gruppe widerspiegelt. Hinzu kommt noch das historische traumatisierende Erbe, das von Elementen wie Sklaverei, Deportation nach Transnistrien gekennzeichnet ist, so dass „Zigeuner“ mit großem Leid und Schmerz verbunden ist.

Doch die Wahl des Terminus „Rom“ oder „Zigeuner“ wirft ihrerseits knifflige und heikle Probleme auf. Es geht nicht um Ablehnung, Unkenntnis der absichtlichen Ignoranz gegenüber historischen Realitäten und andere Argumente, die uns in der öffentlichen Diskussion bei verschiedenen Autoren der „gegensätzlichen Lager“ begegnen, sondern um eine Vielzahl von Haltungen und Reaktionen mit außerordentlicher Komplexität seitens realer lebender Menschen mit Gefühlen und Ängsten, von denen der Wissenschaftler im Feld Kenntnis erhält und die er ernst zu nehmen hat. Man kann darüber Bücher schreiben, und tatsächlich sind sie ja auch geschrieben worden wie beispielsweise *Rom sau țigan. Dilemele unui etnonim în spațiul românesc* [Rom oder Zigeuner. Dilemmata eines Ethnonyms im rumänischen Raum], herausgegeben von István Horváth & Lucian Nastașă, erschienen in Cluj-Napoca (2012) und frei im Internet zugänglich, eine wissenschaftliche Arbeit, aber anziehend geschrieben, offen, die historische, sprachwissenschaftliche und Identitäts-

Argumente in einer kontroversen Diskussion liefert, so wie es auch die Medien bei der Buchpremiere beschrieben.

Ich habe nicht vor, hier neue Argumente „pro“ und „contra“ zu liefern. So interessant die Debatte ist, so diffizil ist sie auch.

Ich will lediglich rechtfertigen, welche terminologische Entscheidung ich getroffen habe. Dazu eine Auswahl an Meinungen zur Berechtigung (oder nicht) der Benutzung des Terminus „Rom“ im Zusammenhang mit den realen ethno-anthropologischen Feldforschungen. Ich möchte gern mit einem älteren Artikel des französischen Soziologen Jean-Pierre Liégois beginnen, der wichtige Informationen zu den ersten Jahren der Schaffung internationaler Roma-Organisationen liefert. Das terminologische Dilemma „Rom“ oder „Zigeuner“ tauchte naturgemäß in dieser Pionierphase auf.

Au Congrès mondial de 1971, et c'est là un phénomène important, les termes de *Tsigane*, *Gypsy*, etc. ont été écartés, et même ceux, traditionnels, de *Manus* et de *Kalo*: tous ont été reconnus comme des *Rom*, comme des frères, et le Comité International Tzigane est devenu le Comité International Rom (LIÉGOIS 1975: 314).

Gegen Ende des Artikels findet sich die Aussage zu den internationalen Organisationen der Roma aus aller Welt, wonach diese eine wichtige erzieherische Mission haben, nämlich „Le C.I.R. permet sans doute à la société tsigane de ne plus se laisser laminer, mais de s'adapter activement; de ne plus refuser l'obstacle, mais d'essayer de le dépasser par ses propres moyens“ (LIÉGOIS 1975: 315). Ich habe diesen Artikel mit seiner Positionierung unter vielen anderen möglichen ausgewählt, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass der Terminus „Rom“ eine Festlegung der Elite dieses Volkes ist. Sie waren sich dessen bewusst, dass der allgemeine Prozess der Anerkennung und Emanzipation die „Roma“ braucht und die historische und kulturelle Diversität, die sich in den anderen Termini widerspiegelt, mit der Zeit verblassen wird.

Auch Patrick Williams, eine der wichtigen Personen in den *Roma Studies* äußert sich in einem sehr dichten und technischen Artikel zur „Ethnologie der Zigeuner“ über das Problem der korrekten Bezeichnung. Bevor ich seine Einschätzung jedoch wiedergebe, möchte ich eine persönliche Anmerkung machen: Die westlichen Wissenschaftler, die sich mit der Frage „Rom“ oder „Zigeuner“ auseinandersetzen, scheinen weniger emotional, entspannter an die Frage heranzugehen als jene aus Osteuropa, warum wohl? Doch zurück zu

Patrick Williams, der erklärt, dass es nicht eine einzige generische Bezeichnung für Zigeuner, Roma etc. gibt, sondern eine Vielzahl.

Il n'existe donc pas un nom pour les Tsiganes, les Rom, etc. en tant qu'entité humaine singulière mais une multitude de noms. Certains sont parfois repris par ceux qu'ils désignent, ainsi de « Gitanos »/« Gitans », mais dans la majorité des cas, les membres d'une communauté possèdent un nom pour se nommer eux-mêmes et ils en utilisent un autre pour nommer les autres Tsiganes. L'articulation entre communauté et totalité paraît complexe ; elle l'est en effet. L'affaire se complique encore si nous prenons en compte la dispersion internationale : le « Gypsies » anglo-saxon est-il bien l'équivalent du « Tigani » roumain ou du « Zigeuner » allemand ? Et ceux-ci sont-ils semblables au « Gitanos » espagnol ou au « Gitans » du français populaire ? ... C'est un ouvrage entier qu'il faudrait consacrer à cette question (WILLIAMS 2011: 6).

Diese doppelte Identifizierung – ein Name für „uns“ und ein anderer für die „anderen“ konnte ich am eigenen Leib erfahren, und zwar im Sommer 2017 in einem Caravan- und Campinglager von Gitans in Frankreich. Einer der Anführer kam direkt zu mir, bevor das Gespräch überhaupt anfang, und sagte mir sehr höflich, aber bestimmt, ich solle nicht den Terminus „Rom“ in den Diskussionen mit ihm oder den anderen verwenden. „Roma habt nur ihr, in Osteuropa, wir sind Gitans.“ Die Episode ist ausführlich beschrieben im Kapitel über die jährlichen Pilgerfahrten nach Saintes-Maries-de-la-Mer, Hl. Sara. Dazu liefert Patrick Williams auch eine Erklärung:

Ainsi les multiples communautés tsiganes ont toutes à affronter la même épreuve : comment assurer une (relative) autonomie, une (relative) cohésion et une capacité de perpétuation dans une situation définie par l'immersion, la dispersion et le caractère illégitime de leur présence? À cette unique question, elles apportent des réponses différentes. Et c'est là le champ qu'a découvert et qu'explore l'ethnologie (WILLIAMS 2016: 8).

Für den rumänischen Raum verweise ich auf den Historiker Marian Zăloagă und seine exzellente ethnische und religiöse imagologische Studie *Romii în cultura săsească* (2015). Darin merkt er an, dass nicht alle Gruppen sich mit dem Endonym „Rom“ identifizieren.

Die Tatsache, dass manche auch weiterhin ‚Zigeuner‘ verwenden wollen, zeigt, dass das Endonym ‚Rom‘ und das Exonym ‚Zigeuner‘ weniger von wissenschaftlichen Erklärungen und Paradigmen abhängen, sondern sich ohnehin decken. Wichtig ist die Art und Weise, der konkrete Effekt und der Kontext.

In Bezug auf die imagologische Perspektive „sollte das Wort Zigeuner kein Tabuwort sein“. Bei der historischen Rekonstruktion, unter den Bedingungen, unter denen bislang Daten über diese Gruppe ausschließlich von den Gadjenachbarn (Nicht-Roma) zusammengestellt wurden, ist der Verzicht auf das Exonym und seine Relativierung bis zur Denunziation ein Verweis auf ein Problem der Genealogie der Roma. Die Lösung für den Historiker Marian Zăloagă ist folgende: Er benutzt das Wort „Rom“, wenn die Quellen ohne Unterscheidung von ethnischen Roma-Gruppen in Osteuropa sprechen oder beim Verweis auf konkrete historisch-soziale Daten. Für literarische, künstlerische etc. Quellen aus erster Hand benutzt er lieber den Terminus „Zigeuner“, aber in Anführungsstrichen, um den erdachten Wert zu zeigen, die schwachen oder fast inexistenten Beziehungen zu den spezifischen Realitäten der Sklavenskultur (ZĂLOAGĂ 2015: 55).

Der Schriftsteller, Filmemacher, Blogger, Journalist, Influencer aber auch polyglotte Sprachwissenschaftler Dan Alexe betrachtet seinerseits die „Konfusion“ um Roma und Rumäne, indem er eine Reihe „präziser historischer und sprachwissenschaftlicher Argumente“ ins Feld führt. Davon möchte ich einiges in kondensierter Form wiedergeben. Selbst wo ich keine Anführungszeichen verwende, handelt es sich um Auszüge aus dem Kapitel „rom, roma și român, românesc – câteva argumente pentru lămurirea conspiraționiștilor“ [Rom, Roma und Rumäne, rumänisch – einige Argumente zur Aufklärung der Verschwörung Anhänger] aus seinem Buch *Dacopatia și alte rătăciri românești* [Dakopathie und andere rumänische Verirrungen]. Roma haben sich schon immer „Roma“ genannt, nicht nur in den rumänischen Gebieten und auf dem Balkan, sondern auch in England und Frankreich, wo auch immer sie nach Jahrhunderten der Migration aus Indien angekommen sind. In Frankreich wurden sie alternativ auch Gitans und Romanichels genannt. In diesen Ländern sind Zigeuner seit Jahrhunderten bekannt. Sie sprechen in Frankreich Romanichel, in England – the Romany language. Rom ist das Ethnonym seit jeher, das eigene der Zigeuner von Anfang an. Rom, Dom oder Lom in Abhängigkeit von der Region. Dom, so nennen sich die Zigeuner in Mittelasien, beginnt mit einem zerebralen (retroflex, Anm. d. Ü.) Konsonanten, den die

Sprachen Indiens kennen, der in den Varietäten der nach Europa emigrierten Roma zu r oder l wurde [...]. Das ist ihre Eigenbezeichnung, mit dem Femininum Romni, und die Sprache ist Romanes. Dass das wie Rumänisch klingt (Rum.: romanés vs. românește, Anm. d. Ü.) ist reiner Zufall. Eine der ersten Grammatiken der Sprache der Roma ist *Romano Lavo Ril* von George Borrow, in England Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen. Borrow verwendete den Terminus Romany, nicht Gypsies, für die Zigeuner. Die Homophonie ist kein Zufall. In *Esquisse sur l'histoire, les mœurs et la langue des Cigains connus en France sous le nom de Bohémiens* von Michel de Kogalnitschan (Berlin, 1837) lesen wir auf Seite 2: „Les Cigains s'appellent dans leur langue romnitschel (fils de la femme) ou Rome (hommes)“. Und weiter, in der Grammtikskizze von Kogálniceanu, beginnend auf Seite 30, erfahren wir: „rom, homme, acc. romes, pl. romen; Romni, femme, acc. romnia, pl. Romnien“. Kogálniceanu schrieb seine Grammatik 1837. Sollte er im Voraus schon den Namen der Rumänen haben vernichten wollen, noch bevor er sie vereinigt hatte?⁵ Und schließlich erscheint in der Zwischenkriegszeit in Rumänien eine Zeitschrift, *Glasul Romilor* [Stimme der Roma], die von intellektuellen Zigeunern herausgegeben wird, ohne dass die ultranationalistischen Regime jener Zeit der Ansicht gewesen wären, dass die Roma den Namen der Rumänen mit Beschlag belegen, nicht einmal Antonescu und seine Legionäre sahen darin etwas Beunruhigendes, dass die Zeitschrift *Glasul Romilor* hieß (ALEXE 2015: 242–245).

Zur Beschreibung der Einwohner der Gemeinde Sintana machte in den 1990er Jahren eine Gruppe von (damals jungen) Anthropologen Feldforschung und fand folgende Lösung:

Wir schreiben ‚Zigeuner‘, wenn es um die Äußerungen der Bewohner von Sintana geht und ‚Roma‘ dann, wenn es unsere Äußerungen sind. Wir verwenden ‚Zigeuner‘ dann, wenn es um eine andere Zeit und einen anderen Raum geht, wenn sich das Problem der Nutzung des Ethnonyms ‚Roma‘ nicht stellt.

Sie bemerken ebenfalls, dass das „Ethonym ‚Zigeuner‘ sich in Richtung des Stigmas bewegt und zunehmend einen menschlichen Typus beschreibt“ (CRISTEA et al. 1997). In der Zeitschrift, in der der Artikel ursprünglich er-

.....
 5 Mihail Kogálniceanu (Kogalnitschan), rumänischer Historiker, Politiker, der maßgeblich an der Vereinigung der Donaufürstentümer beteiligt war und 1863 Ministerpräsident der Vereinigten rumänischen Fürstentümer wurde. (Anm. d. Übers.)

schien, gibt es eine „Warnung“ an den Leser, die sich schlicht „Terminologie“ nennt. Dort heißt es:

roma/rromi (Roma) Terminus in breiter Verwendung, in verschiedenen Formen, um zu bezeichnen: (a) jene ethnischen Gruppen (Beispiel: cãldãrari [Kalderash], lovãri ([Lovara]) die verschiedene Varietãten des Romani sprechen: Xoraxane-Vlah oder Roma; (b) Jede Person, die von anderen in Mittel- und Osteuropa, der Tũrkei und auõerhalb ihrer Herkunftsregion in Mitteleuropa als Zigeuner bezeichnet wird; (c) das Roma-Volk im Allgemeinen (Rromathan, Studii despre rromi, vol. 1, nr. 1, 1997).

Ein interessanter Standpunkt kommt von einer Spezialistin – Iulia Haõdeu (Universitãt Genf). Sie hãlt ohne jeden Zweifel fest, dass „Zigeuner“ ein negativer, stigmatisierender, in abwertender Absicht benutzter Terminus ist, der auch von der rumãnischen Elite benutzt wird, so dass die Position der Aktivistinnen verstãndlich ist, unmissverstãndlich den Terminus „Roma“ zu benutzen, auch in schwierigen Situationen, etwa als im rumãnischen Parlament 2010 die Idee lanciert wurde, den Terminus „Zigeuner“ zu offizialisieren. Ein Aspekt ist dennoch nicht zu ¼bersehen: Die Bezeichnung „Zigeuner“ deckt den europãischen Raum der Verbreitung der Romani-Gruppen ab: Roma, Sinti, Manouches, Gitans etc. „Zigeuner“ lãsst einen breiteren Raum f¼r die lokalen, nationalen, regionalen und selbstbezeichnenden Formen zu: Roma als Bevõlkerung riskiert inzwischen eine Banalisierung durch B¼rokratisierung und tut so, als kõnne er Bevõlkerungen einschlieõen, die sich untereinander nicht anerkennen. Schlieõlich f¼gt Iulia Haõdeu mit ihrer emotionalen Klarheit, die sie wohl aus der kritischen, aber auch geografischen Distanz gewinnt, hinzu, dass „Zigeuner“ ein Erzeugnis unserer Geschichte ist, was stimmt, aber die ausschlieõliche Benutzung des Wortes „Roma“ auch nicht frei von Ambiguitãten ist und die Gemeinschaft nicht von rassistischen Vorurteilen befreit (HAõDEU 2012: 12). Mehr noch, w¼rde ich hinzuf¼gen, dieses Problem durchzieht mit erschreckender Gewalt – im wõrtlichen und ¼bertragenen Sinn – die famosen Kommentare in den virtuellen Medien zu manchen Artikeln, die den Mut und die Weisheit haben, dieses Dilemma mit Ruhe zu diskutieren.

Und ich frage mich, ob nicht eine ganz andere Gefahr droht, nãmlich die der Homogenisierung der Angehõrigen einer so eigenen Kultur, der doch gerade die Differenz Kraft und Schõnheit verleiht. Zweifellos bedeutet das

Wort „Rom“ einen „öffentlichen Sieg“ (VOICULESCU 2014: 13) nach großen Anstrengungen und Kämpfen und es ist gut so. Und dennoch scheint mir, dass seine einseitige und ausschließliche Verwendung das Risiko birgt, dass der Reichtum dieses großen europäischen Volkes zerstückelt wird.

Eine interessante Äußerung zu diesem Thema stammt von Lavinia Costea vom Institut für Oral History der Universität „Babeş-Bolyai“ Cluj. Sie hat gemeinsam mit Kollegen ein Projekt zur Oral History der Roma in Rumänien auf die Beine gestellt, in dem mehr als 620 Interviews aufgenommen wurden, wie aus dem mit ihr geführten Gespräch in der Zeitschrift *Sinteza* 2017 hervorgeht.

Gegen Ende des Gesprächs sagt Lavinia Costea im Zusammenhang mit der Auflösung von Stereotypen:

Sie nennen sich „Zigeuner“. „Roma“ nennen sich diejenigen, die im Kontakt zu Institutionen oder NGOs sind. Gaborii nennen sich „gabori“, căldărarii, „căldărari“, und corturarii, „corturari“. Ihre Identitäten sind eben sehr spezifisch. Hinzu kommt in ihrem Fall auch der Stolz, es ist nicht nur eine Zugehörigkeit (MAN 2017: 70).

Als ich meine ersten Interviews mit Kaldarash in der Umgebung von Iași aufnahm, begann jedes Gespräch mit den Worten „Wir Roma“. Wenn sie dann verstanden hatten, dass ich nicht das Profil und die Ziele der NGOs vertrat, wie sie sie kennengelernt hatten, wechselten sie schnell zu „Wir Kaldarash“, und wenn sie andere meinten, hieß das „die anderen Zigeuner“.

In einer interessanten Arbeit über die ethnische Zugehörigkeit von Rudari und Bajeschi macht Angela Costescu eine aufschlussreiche Beobachtung zum Gebrauch von „Rom“ bei Ion Chelcea in *Țiganiii din România. Monografie etnografică*, die 1944 erschien, also in einer für Roma sehr schwierigen Situation. „Manche der Angehörigen dieser Minderheit“, so meint der Autor,

sprechen sich für den Terminus ‚Roma‘ aus, wahrscheinlich weil sie ihn für ihre Emanzipationsbestrebungen in der Zwischenkriegszeit für geeigneter halten. Der Ersatz der Bezeichnung ‚Zigeuner‘ durch einen anderen ohne dessen negative Konnotation hat wohl auch einige Ergebnisse erbracht (COSTESCU 2015: 23–26).

Wie habe ich es gehandhabt? Beginnen möchte ich mit einer indirekten Antwort: Ich saß mit einer der intelligentesten, weisesten, rätselhaftesten und

liebsten Gesprächspartnerin, die ich in jenen Jahren hatte, einer Frau im reiferen Alter, unglaublich respektiert und einflussreich in ihrer Gruppe, im Frühling unter einem blühenden Kirschbaum irgendwo in der Moldau. Wir tranken ihren aromatischen Kaffee und ich fragte sie umstandslos: „Wie soll ich euch anreden? Als ‚Zigeuner‘ oder ‚Roma‘? Wie ist es euch lieber?“ Sie war kein bisschen überrascht und antwortete sehr ruhig: „Vor der Revolution nannte man uns ‚Zigeuner‘. Nachdem Ceausescu hingegangen ist, haben manche angefangen, uns ‚Roma‘ zu nennen. Du kannst uns nennen wie du willst, wir sind was wir sind.“ Danach schwieg sie wie Scheherezade. Und so habe ich es gehalten: Wenn meine Gesprächspartner von „Roma“ sprechen, tue ich es auch, wenn sie „Zigeuner“ verwenden, lasse ich es beim „Zigeuner“.

Wenn ich mich auf ökonomische, sozialwissenschaftliche oder historische Arbeiten oder Reisetagebücher und -notizen beziehe, lasse ich es beim „Zigeuner“, um nicht einen Begriff einzuführen, der nicht zur anderen Zeit passt. Dort wo ich aus anderen Sprachen übersetze, versuche ich die Ursprungsform beizubehalten – Gypsy, Gitans, Romanichel etc. Für gegenwärtige Bezugspunkte, meine eigenen Überlegungen und Gedanken, Beschreibungen von Szenen im Feld benutze ich den Terminus „Roma“.

Ein letztes Argument in dieser Sache, das manchen vielleicht ärgerlich macht – mich haben die Energie, die Hoffnung und der Optimismus junger Roma-Intellektueller, mit denen ich in Rumänien und im Ausland zu tun hatte, sehr beeindruckt. Und zwar viele von ihnen durch ihre Hartnäckigkeit, ihre Überzeugung, von weit her zu kommen und wegen ihrer großen Opfer.⁶ Ich glaube, mein Verständnis für sie speist sich auch aus meiner Erfahrung der langen Jahre im Ausland, wo man mich nicht immer geschätzt und voll akzeptiert ist, nur weil man anders als die Mehrheit ist. Ich habe auch Rassismus „geschmeckt“ – bitter, unangenehm, frustrierend. Nicht einfach. Aus diesem Grund und aus Achtung vor ihnen, ihrem Traum, ist der Terminus „Roma“ angebracht.

„Rom“ und „Gadje“ – eine delikate Beziehung

Einer der bekanntesten und beliebtesten Bände der Serie *Tintin* des berühmten belgischen Zeichners Hergé (Georges Remi, 1907–1983), heißt *Les bijoux de la*

.....
6 Der Anthropologe François Ruegg betrachtet diese neue Kategorie von Roma-Forschern als ein „Signal für eine beginnende Integration, ein Symbol der Adaptation und sozialen und beruflichen Erfolg“ (RUEGG 2007: 11).

Castafiore. Er erschien 1963, als Hergé auf dem Höhepunkt seines Ruhms angekommen war. Er gilt als ein etwas ausgefallener Band, denn seine Intrige hat keine Verbindung zum klassischen Abenteuer mit dem berühmten Reporter Tintin (Dt. Tim) im Mittelpunkt, sondern es handelt sich eher um eine große Farce mit einer Reihe von Verwicklungen und Betrügereien, die sich im Schloss Mühlenhof zutragen, das dem unberechenbaren und exotischen Kapitän Haddock gehört. Kurz gesagt – für diejenigen, die mit Comics nicht so vertraut sind – wird eine Karawane von Nomaden (Tziganes – wie sie im Band heißen) von Tintin dazu ermuntert, ihr Lager im Schlosshof aufzuschlagen, nachdem er gesehen hat, unter welchen prekären Bedingungen sie zu kempieren haben. Nachdem sie sich auf der Wiese des Anwesens niedergelassen haben, werden sie ungerechtfertigter Weise des Diebstahls eines Smaragds von großem Wert beschuldigt, der einem Schlossgast gehört, und zwar der Sängerin Bianca Castafiore, einer der Schlüsselfiguren der ganzen Tintin-Serie. Während also alle Welt die Nomaden verdächtigt und mit Fingern auf sie zeigt, das Detektivpärchen Dupont und Dupond (Dt. Schulze und Schultze) bereits eine „wissenschaftliche“ Untersuchung in Angriff nimmt, hat nur Tintin die Kraft, den Stereotyp Gitan = Dieb aufzulösen und den wahren Schuldigen zu präsentieren: einen Vogel, eine Elster, also die diebische Elster.

Diese war in das Zimmer von Bianca geraten, hatte den Smaragd in den Schnabel genommen, ihn dann in ihr Nest gebracht. Die Roma spielen in diesem Band 21 eine ganz wichtige Rolle. Sie werden vom Erzähler im Band Romanichels genannt, Nestor, der Diener Kapitän Haddocks, der intriganteste von allen, nennt sie Bohémiens, Nomaden nennt sie der Hauptmann der örtlichen Gendarmerie, der sie auch ständig beleidigt, und von Professor Bienlein schließlich werden sie Zigeuner genannt. Sie selbst nennen sich ebenfalls Zigeuner. Unter den Figuren gibt es auch Matéo, ein „Romanichel“, der sich über alle aufregt und ärgert, die sie zu solchen miserablen Bedingungen verurteilen.⁷ Er hat keinerlei Vertrauen in den Vorschlag von Tintin zum Parken der Autos im Schlosspark von Mühlenhof, selbst wenn der aufrichtig und gut

.....
7 Hergé „versteckte“ in seinen Zeichnungen gern allerlei verschlüsselte Botschaften, Zeichen und kulturelle und politische „Trends“ der damaligen Gesellschaft. Ich frage mich, ob Matéo, der Name des jungen ungläubigen Rebellen, nicht eine Referenz an den französischen Schriftsteller ist, der seiner Herkunft nach Rom war, Matéo Maximoff. Der feierte seine ersten Erfolge genau zu der Zeit, als der Band veröffentlicht wurde, und war so etwas, was man heute einen Roma-„Aktivist“ *avant la lettre* nennen würde, dank seines Werks und seiner öffentlichen Präsenz. Man kann sogar eine physische Ähnlichkeit zwischen der gezeichneten Person und dem jungen Schriftsteller entdecken. Eine Antwort ließe sich vielleicht im Buch des leidenschaftlichen Tintin-Forschers Bob Garcia (2008) finden, das mir jedoch nicht zugänglich war. Er verfasste ein Inventar der Personen der Serie und fand ihre Entsprechungen im realen Leben. Bianca Castafiore etwa entsprach Maria Callas.